

Dokumentation

GOEBBELS VOR OFFIZIEREN IM JULI 1943

Die Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz und in Nordafrika in den ersten sechs Monaten des Jahres 1943 ließen einen Rollentausch der kriegführenden Mächte als sicher erscheinen. Noch war die „gewaltsame Liquidation“ des Stalin-grader Kessels nicht abgeschlossen und der Rückzug der Heeresgruppe A aus dem Kaukasus in vollem Gange, da setzte die Frühjahrsoffensive der Sowjets im Bereich des Nordflügels der Heeresgruppe B ein. Nach anfänglichem Geländegewinn des Gegners gelang es der deutschen Wehrmachtführung zwar, den Vormarsch zu stoppen und die eigenen Kräfte erfolgreich zum Gegenstoß zu führen, der dann aber in der nun einsetzenden Schlammperiode steckenblieb. Alle Hoffnungen, die an eine Weiterführung dieser Operation während der Sommermonate geknüpft waren, erwiesen sich als trügerisch, denn die Offensive im Kursk-Bogen, das Unternehmen Zitadelle, konnte die starke sowjetische Verteidigung nicht durchbrechen. Der Angriff wurde zurückgeschlagen und zehn Tage nach seinem Beginn – am 15. Juli 1943 – eingestellt. Den weiteren Verlauf der Operationen im Osten diktierte seither der Gegner.

Der Verlust Nordafrikas für die deutsche Kriegführung konnte nach der Eröffnung der zweiten Front durch amerikanisch-englische Streitkräfte in Algerien und Marokko im November 1942 nur eine Frage der Zeit sein. Nachdem die Heeresgruppe Tunis am 13. Mai kapituliert hatte, erfolgte knappe zwei Monate später die Landung der Alliierten auf Sizilien.

Was die Schlacht im Atlantik betraf, so war der Zenit der deutschen U-Boot-erfolge überschritten, seitdem der Gegner nach den Rekordverlusten im März 1943 seine Taktik geändert hatte und zudem in der Lage war, die Begleitschiffe mit neuartigen Radargeräten auszustatten. Aber damit nicht genug: die zunehmende Bombardierung deutscher Städte im Westen und Norden sowie lebenswichtiger Anlagen, etwa der Mönchetersperre, die ohne Gegenmaßnahmen erduldet werden mußten, verursachten im Volk Unruhe und Mißbehagen. Zu allem wurden – entgegen aller Beteuerungen des Beauftragten für den Vierjahresplan im Herbst des vorangegangenen Jahres¹ – die Fleischrationen drastisch gekürzt².

Dies alles war nicht dazu angetan, die Niedergeschlagenheit eines lange siegegewohnten Volkes zu mildern, zumal die Unsicherheit der Führung angesichts der Lage von Monat zu Monat offenkundiger wurde, vor allem aber der Glaube an das Feldherrngenie des Führers nach der verlorenen Schlacht von Stalingrad ins Wanken geraten war. Zum erstenmal in diesem Kriege hatte es sich erwiesen, daß die Wehrmacht nicht unschlagbar war und auch dem „strategischen Genie des Füh-

¹ Vgl. Görings Rede zur Lage anläßlich des Erntedanktages, in: Keesings Archiv der Gegenwart 1942, S. 5661.

² Vgl. Völkischer Beobachter (VB) vom 11. 5. 1943.

riers“ Grenzen gesetzt waren. Das vom Schreck gelähmte Volk erwartete vom Führer Stellungnahme angesichts der veränderten Lage, aber er, der in den Zeiten des militärischen Erfolges bei jeder sich bietenden Gelegenheit zum Volke gesprochen hatte, schwieg in jenen Tagen des eigenen Zweifels und der eigenen Unentschlossenheit unter dem Vorwand, er müsse jetzt handeln anstatt zu reden. Der größte Feldherr aller Zeiten war ein geschlagener Feldherr, der, wäre er vors Volk getreten, dies nur mit dem Makel der Schwäche und des Irrtums behaftet hätte tun können. Beides aber mußte als wiederholbar gefürchtet werden, solange frischer, außergewöhnlicher Ruhm nicht seine Einmaligkeit erneut verbürgt hatte. So trachtete denn Hitler im Frühsommer 1943 danach, „den Bolschewisten ein paar Schläge zu versetzen, die sie einige Armeen, um nicht zu sagen eine Heeresgruppe kosten werden“, im übrigen aber weiter zu „verharren“ und „sitzen zu bleiben“³. Mit diesem Schlag, gleich einem „Blitz aus heitrem Himmel“ geführt, wollte Hitler sein getrübt Charisma wieder auf Hochglanz bringen, doch blieb ihm auch diesmal der militärische Erfolg und der damit verbundene Akt, die Gläubigkeit der Massen in einer gewaltigen oratorischen Manifestation erneut auf sich zu lenken, versagt. Hitler hielt 1943 vier öffentliche Reden, drei davon anlässlich ausgesprochen ernster Begebenheiten: nämlich am Heldengedenktag, ferner beim Staatsbegräbnis von Viktor Lutze und nach dem Abfall Italiens im September. Am Vorabend des 9. November sprach er, wie üblich, vor Alten Kämpfern im Bürgerbräukeller.

Aber nicht allein der Führer schwieg zur Lage, auch für die einst so redseligen Amtsträger der Partei und ihrer Gliederungen war Schweigen Gold in jenen unsicheren Monaten. Denn bei allem (unterstellten) guten Willen zu einer aufmunternden Äußerung war man durch Anordnung des Führers gehalten, die Manuskripte aller vom Rundfunk übertragenen Reden ihm selbst zur Zensur vorzulegen. Wer mochte sich aber freiwillig einer Kritik des Führers aussetzen, die implizierte, daß man durch eine unbedachte Formulierung, im Führerhauptquartier auf die Goldwaage gelegt, auffallen und sich Ungelegenheiten bereiten würde wie etwa der Reichsmarschall, gegen dessen Erntedankrede vom Oktober 1942 sich der Erlaß nämlich richtete⁴ und der ihn, abgesehen von seinem Auftritt zum zehnten Jahrestag der Machtergreifung am 30. Januar 1943, für den Rest des Jahres mundtot machte.

Dem Schock über die Niederlage war unter der Partei- und Wehrmachtprominenz das große Schweigen gefolgt, – mit einer Ausnahme: Joseph Goebbels. Ihn versetzte die rückläufige militärische Entwicklung in eine geradezu hektische Akti-

³ So Goebbels über Hitlers Pläne an der Ostfront; vgl. Goebbels-Tagebuch (vollständige Photokopie im Institut für Zeitgeschichte) vom 25. 6. 43, Bl. 255.

⁴ Siehe Goebbels-Tagebuch vom 20. 5. 43, Bl. 2436 (gedruckt bei Louis P. Lochner, Goebbels Tagebücher aus den Jahren 1942–45, Zürich 1948, S. 353) und vom 22. 5. 43, Bl. 2459. Görings zuversichtliche Äußerungen und Versprechungen in der erwähnten Rede waren durch die im April erfolgten einschneidenden Kürzungen der Fleischrationen widerlegt worden.

vität, zu der jene oratorische Explosion im Berliner Sportpalast vom 18. Februar den Auftakt bildete. Es scheint so, als habe er die Niederlage als ein Stimulans empfangen, das ihn dazu trieb, aufzuspringen und alle aufzurufen, mit ihm zusammen das ausgebrochene Feuer zu löschen. Es wäre jedoch verfehlt anzunehmen, erst die militärische Niederlage habe den Minister, sozusagen mit einem Paukenschlag, geweckt und ihn aktiv werden lassen. Er war auch die drei Jahre zuvor von unermüdlichem Fleiß und von großer Arbeitskraft gewesen. Aber bei Kriegsausbruch hatte er, nicht zu Unrecht, die Ödland-Niederungen gefürchtet, die nun vor ihm lagen. Der verkrüppelte Zivilist Goebbels mochte den Krieg und das Militär nicht⁶; brachiale Gewalt hielt er, der Intellektuelle, für Dummheit. „Ich glaube – so äußerte er sich seinem Adjutanten gegenüber –, daß ein kluger Kopf mehr wert ist als eine Million Soldaten. Aber das darf man ja heute nicht mehr sagen. Jetzt regieren die Generäle.“⁶ Mit dem „klugen Kopf“ meinte er natürlich sich selbst, dem es 1938 in einer Propagandakampagne ohnegleichen gelungen war, dem Regime über 100 000 Quadratkilometer Land zu erobern, ohne daß ein einziger Schuß gefallen war⁷. Auf solche Weise hätte er – wenn es nach ihm gegangen wäre – seinem Führer gern dessen Lebensraumpolitik verwirklicht, aber nach der Besetzung der Tschechei im März 1939 verfielen Goebbels Methoden im Falle Polens nicht mehr. Jetzt regierten und siegten – zunächst jedenfalls – die Generäle, die – wie mußte es ihn, den von der Natur Vernachlässigten kränken – dafür Lob von allen Seiten einheimsten. Seinen Führer in *dieser* Gesellschaft zu wissen, dem ständigen Einfluß der dekorierten und siegesbewußten Militärs ausgesetzt, die für ihn halb Europa erobert hatten, ohne daß ihnen jemals ernstlich etwas mißlungen war, und in der Gewißheit zu leben, daß er für Goebbels und seine Ideen nicht mehr oder nur sehr selten ansprechbar war, das traf ihn sehr.

Er stellte seine Propaganda auf die veränderte Situation um, dazu gehörten etwa die Einrichtung der täglichen „11-Uhr-Konferenzen“⁸, die der Minister mit seinen Abteilungsleitern abhielt⁹, und eine Aufgabe, die er sehr geschickt gelöst hat: die Durchführung des Ätherkrieges gegen Frankreich; ferner Kommentare zur Lage, d. h. vorwiegend propagandistisch-polemisch geführte Auseinandersetzungen mit dem Gegner in Presse und im Rundfunk. Aber wen interessieren schon seine Leitartikel, seine Polemiken mit ausländischen Politikern und Journalisten und seine

⁶ Bereits im Tagebuch von 1925/26 findet sich folgender Eintrag: „Ein Prachtmilitär. Dumm, aber stark.“ (Siehe Das Tagebuch von Joseph Goebbels 1925/26, hrsg. von Helmut Heiber, Stuttgart 1961, S. 39).

⁶ Siehe Schaumburg-Lippe, Zwischen Krone und Kerker, Wiesbaden 1952, S. 285.

⁷ Hitler würdigte diese Erfolge der Propaganda ausdrücklich in seiner Rede vor Vertretern der deutschen Presse am 10. 11. 1938.

⁸ Auch „Ministerkonferenzen“.

⁹ Bereits bei Beginn des Polenfeldzuges hielt Goebbels mit nicht mehr als sechs seiner engsten Mitarbeiter täglich vertrauliche Beratungen ab, zu denen im Laufe des Oktobers die Leiter der gesamten politischen Abteilungen hinzugezogen wurden; vgl. Kriegspropaganda 1939–1941, Geheime Ministerkonferenzen im Reichspropagandaministerium, hrsg. und eingeleitet von Willi A. Boelcke, Stuttgart 1966, S. 26.

sonstige Öffentlichkeitsarbeit, solange die deutsche Wehrmacht siegte. Siege sind immer populär und brauchen nicht propagiert zu werden. Der Propagandaminister lebte im Schatten des Mars; die – von ihm eingeführten – Sondermeldung-Siegesfanfaren¹⁰ machten sein Wirken überflüssig, das er der Öffentlichkeit in unzähligen bebilderten Presseberichten vor Augen führte. Denn man sollte so oft wie möglich sehen und lesen, daß es auch ihn noch gab. Möglichkeiten dazu boten sich mehr als genug; in den Bereich seines Ressorts fielen allerlei Institutionen, etwa das Berliner Philharmonische Orchester, das Deutsche Opernhaus, die Ufa, deren Pflege er sich angelegen sein ließ und für die er gern und ausgiebig die Honneurs machte. Jedoch war er – neben diesen primär repräsentativen Pflichten – darauf bedacht, sich der Zeit gemäß zu betätigen: in Lazaretten beugt er sich über die Betten verwundeter Soldaten, er hinkt durch Werkshallen der Rüstungsindustrie, spricht mit den Arbeitern an den Werkbänken, besucht Werften und Arbeitsmädchen, Flakstellungen und Artillerieschulen. Der Minister läßt sich in den Hauptstädten der eroberten Länder sehen und empfängt täglich: Soldaten eines zur Zeit durch den Wehrmachtbericht populären Frontabschnitts oder Brückenkopfes, erfolgreiche U-Bootbesatzungen, Ritterkreuzträger, Künstler, Schriftsteller, Wissenschaftler. Mit besonderem Eifer betreibt er eine alte Leidenschaft: das Sammeln von Geld und kriegswichtigen Materialien aller Art. Die Ergebnisse dieser Aktionen wägt er genau gegeneinander ab, weil sie – wie er meint¹¹ – die Volksstimmung besser manifestieren als ein plebiszitärer Akt. Aber wie konsequent der Minister dies alles auch betreibt, so unzufrieden ist er mit der Rolle, die er spielen muß, so unzufrieden wird er schließlich mit der lässigen Art der Kriegführung und insbesondere mit dem propagandistischen Bramarbasieren des Teils der Presse, der sich seinem Einfluß entzogen hat, und lauthals unzufrieden ist er mit der Ostpropaganda seines Widersachers Rosenberg¹². Aber er kommt mit seinen Mahnungen, alles, was nicht der Beendigung des Krieges dient, auszuschalten, nicht zum Zuge bis die Niederlage von Stalingrad ihm – man ist fast versucht zu sagen: aus der Verlegenheit – hilft. In der veränderten Situation sieht er seine Chance, weiß er sich plötzlich aufgewertet, und das tut ihm persönlich außerordentlich wohl. Alle die martialischen Gestalten, in deren Schatten er, der Krüppel, der machtlose Propagandaminister seit Kriegsbeginn gestanden hat, verlieren an Gewicht. Ihre Erfolge sind nur mehr noch geglückte Rückzugsbewegungen. Die Zeit des siegreichen Vormarsches mit hohen Gefangenenziffern und einer unübersehbaren Beute sind dahin. Von nun an wird man seinen Kopf wieder brauchen. Seine Talfahrt scheint beendet zu sein. Er übernimmt es, an Hitlers Statt nach Stalingrad zu sprechen. Sorgfältig bereitet er seine Rede für den 18. Februar im Sportpalast vor¹³. Sie soll ein Meisterwerk,

¹⁰ Vgl. dazu Heiber, Joseph Goebbels, Berlin 1962, S. 294; und Schaumburg-Lippe, Dr. G., Ein Porträt des Propagandaministers, Wiesbaden 1963, S. 243 f.

¹¹ Goebbels-Tagebuch vom 14. 2. 43, Bl. 19.

¹² Goebbels-Tagebuch vom 14. 3. 43, Bl. 7.

¹³ Goebbels-Tagebuch vom 14. 2. 43, Bl. 32/33.

soll ein ganz großer Auftritt für ihn persönlich werden und den bestimmenden Auftakt zu seiner zukünftigen Arbeit bilden. – Wirklich gelang es Joseph Goebbels rhetorischer Leidenschaft durch eine Pseudodiskussion sein hysterisches Auditorium zu einer frenetischen Willensäußerung – in seinem Sinne versteht sich – zu bringen, eine im Führerstaat höchst fragwürdige Methode, derer sich nur ein versierter Demagoge, wie Goebbels es war, bedienen konnte.

Er konstruierte sich eine Vox Populi, als deren Verfechter er jedesmal dann aufzutreten gedachte, wenn sein totaler Krieg in den Niederungen der Bürokratie steckenzubleiben drohte. Nun, er blieb stecken, denn der Redner dieses Abends erntete zwar körbewise Lob von allen Seiten, er machte in der befreundeten italienischen Presse Schlagzeile, seine Rede füllte die neutralen Blätter, mehr noch: der Feind merkte auf – und alles das tat ihm so wohl, daß er außerdem alle möglichen Stellen um Berichte über seine Rede bat –, aber ein greifbares Resultat, etwa eine Vollmacht des Führers, die ihn in Stand gesetzt hätte, den totalen Krieg nach seinen Vorstellungen zu realisieren, hatte seine Rede nicht zur Folge¹⁴. In den nächsten Monaten versuchte er – weiterhin vergebens – eine Führungsrolle für sich zu erwirken, die es ihm ermöglichen konnte, die Totalisierung des Krieges wahrzunehmen. Jene Exekutive, die ihn über Nacht zum mächtigen Mann machen sollte, erhielt er erst ein Jahr später, nachdem Hitler sozusagen durch die nackte Gewalt des Attentats vom 20. Juli überzeugt worden war, daß nun endgültig für harte Maßnahmen im Sinne Goebbels' die Zeit gekommen sei. Bis dahin blieb dem Minister seine Propaganda, die ihm unter dem Vorzeichen des möglichen Machtgewinns für sich selbst und aufgewertet durch das SOS der beginnenden Katastrophe endlich wieder „Spaß machte“, „denn“ – so notierte er weiter in sein Tagebuch „solche Aufgaben reizen“¹⁵. Der Propagandist Goebbels fühlte sich in die Schranken gerufen, die Zeit der „etwas temperierten Tages-Propaganda“¹⁶ – wie er sich leicht abfällig ausdrückte – war vorüber. Es galt angesichts der anhaltenden Rückschläge und bei äußerst variabler Stimmungslage – nach innen und nach außen – so zu taktieren, daß das Volk bei der Stange blieb, daß seine Totalisierungsmaßnahmen weiterhin als „Gebot der Stunde“ ernstgenommen wurden und daß sich die aufgrund des raschen Vorgehens der Sowjets im westlichen Lager ergebenden Spannungen und Unsicherheiten vertieften. Um eine wirksame Propagandarbeit leisten zu können, bemühte sich der Minister, täglich über die Stimmung des Volkes Klarheit zu gewinnen: da waren die SD-Berichte und die Berichte der Gaupropagandaämter – gegen beide hatte er seine Vorbehalte¹⁶ –, die Berichte des Forschungsamtes der Luftwaffe standen – wie zahlreiche, wahrscheinlich meist anonyme Privatbriefe – höher im Kurs. Als untrügliches Zeichen für ein Hoch oder

¹⁴ Außer der Schließung einiger Geschäfte und Lokale sowie der Einschränkung der Zeitschriften um etwa 50 % geschah damals nichts Wesentliches.

¹⁵ Vgl. Goebbels-Tagebuch vom 18. 2. 43, Bl. 126.

¹⁶ Die Stimmungsberichte der Gaupropagandaämter hielt er für zu positiv, da sie von den Gauleitern selbst verfaßt wurden, die SD-Berichte verärgerten ihn durch Kritik an seiner Arbeit. (Vgl. dazu Goebbels-Tagebuch vom 14. 2., Bl. 19, und vom 21. 2. 43, Bl. 195.)

ein Tief im Volke schätzte er – wie schon erwähnt – die Ergebnisse der Sammlungen aller Art¹⁷. So die eine Hand am Puls des Volkes haltend, dirigierte er mit der anderen sein Propaganda-Orchester, ständig befürchtend, daß irgendetwas seinen wohl dosierten Zweckpessimismus verwässern könnte. So beklagte er im Februar 1943 dem totalen Krieg zuliebe, daß das Wetter seiner grauen Passion ein Ende setzte: „Das Wetter ist fast frühlingmäßig schön. Man könnte beinahe den Eindruck haben, als lebten wir im April . . . Mir wäre am liebsten, wenn der Winter noch einige Wochen, wenn auch nicht in strenger Form, so doch immerhin vorherrschend bliebe. Je düsterer das Bild des Krieges sich auch optisch darbietet, um so leichter ist es möglich, aus der allgemeinen Lage die nötigen harten und auch härtesten Konsequenzen zu ziehen.“¹⁸

Nachdem sich die Frontlage infolge des Tauwetters etwas stabilisiert hatte, bekannte er: „Es ist für uns also jetzt nicht mehr möglich, weiterhin die pessimistische Tour zu gehen. . . . Ich tue das mit einem weinenden und einem lachenden Auge. Es wäre mir lieber, wenn wir die etwas schwarz gefärbte Darstellung beibehielten; denn um so leichter wird es möglich sein, die Totalisierungsmaßnahmen . . . durchzusetzen.“¹⁹

Als jedoch das Stimmungsbarometer unter den zunehmenden, starken Luftangriffen wieder tiefer sank, als es ihm für seine Pläne lieb sein konnte, klagte er: „Wenn ich das Ruhrgebiet hermetisch abschließen könnte, würde ich es tun.“²⁰ Zur Angst der Bevölkerung vor dem Luftkrieg und seinen Folgen trat die Ungewißheit über den Verbleib der Vermissten von Stalingrad. Die Tatsache, daß deren erste Briefe aus sowjetischer Gefangenschaft Goebbels zum größten Teil hatte beschlagnahmen lassen können²¹, so daß nur ein geringer Rest die Empfänger erreicht hatte, gab zu Gerüchten Anlaß und verstärkte die Unsicherheit. Unklarheit über den weiteren Verlauf des Krieges und die offensichtliche Unschlüssigkeit der Führung taten ein übriges. Alles in allem genommen: die Stimmung schwankte erheblich, und Goebbels, der noch am 19. Mai gemeint hatte, das deutsche Volk sei in seinen breiten Massen „unangenagt“, es bedürfe nur einer „Herzstärkung“²², vermerkte bereits drei Tage später einen erheblichen Stimmungseinbruch als Folge der Kapitulation in Nordafrika²³, die vor allem die Frage nach der Weiterführung des Krieges erneut und verstärkt laut werden ließ. Alle Bitten und Aufforderungen, von sich aus eine „entsprechende Verlautbarung“ zu geben, wies er zurück

¹⁷ In diesem Sinne wertete er auch die Gau-Straßensammlung vom Januar 1943, deren Ergebnis (63 035 128.– RM gegenüber 39 575 225.– RM im Vorjahre) „eine enorme Steigerung zu verzeichnen habe“. Vgl. Goebbels-Tagebuch vom 14. 2. 43, Bl. 19; VB vom 15. 2. 43

¹⁸ Goebbels-Tagebuch vom 18. 2. 43, Bl. 130.

¹⁹ Goebbels-Tagebuch vom 1. 3. 43, Bl. 1658.

²⁰ Wilfried v. Oven, Mit Goebbels bis zum Ende, 1. Bd. Buenos Aires, 1949, S. 52.

²¹ Eine Korrespondenz zwischen den deutschen Kriegsgefangenen und ihren Angehörigen wollte Goebbels im Hinblick auf die möglicherweise daraus entstehende defätistische Propaganda seitens der Sowjets unterbinden. (Siehe Goebbels-Tagebuch vom 14. 2. 43, Bl. 22f.)

²² Goebbels-Tagebuch vom 19. 5. 43, Bl. 2449.

²³ Goebbels-Tagebuch vom 22. 5. 43, Bl. 2458; bei Lochner, S. 355f.

mit der Begründung: solange wir im Osten noch nicht aktiv geworden sind, ist das sehr schwer möglich²⁴.

Also blieb es bei der Herzstärkung, auf die er sich in seinen Reden und in seinen Leitartikeln spezialisiert hatte und deren Wirksamkeit vor allem darauf beruhte, daß er seine Zuhörer vom Alltagsgeschehen wegführte, das besser gänzlich unerwähnt blieb, und ihnen durch Beispiele das Wesen einer Krise und ihre Überwindung nahezubringen trachtete. Dazu gefiel er sich in Spitzfindigkeiten: die Rentabilität des Luftkrieges sei angesichts der hohen Abschußziffern für den Gegner bereits fraglich geworden, oder: der U-Bootkrieg – der zudem nur unter Männern geführt werde – schwäche den Gegner am Kriegspotential und treffe ihn härter als uns der Luftkrieg²⁵. Ferner: Die Gegner beneide er nicht um die Strapazen einer möglichen Invasion; sie müßten ja kommen. Wir aber hätten den großen Vorteil, bereits da zu sein. So und ähnlich argumentierte er in seiner Durchhaltepropaganda, erinnerte zudem an die eigenen Erfolge („Wir haben Europa in Besitz“), kommt seinen Hörern mit gesteigerter Rüstungsproduktion und vertröstet sie mit der Vergeltung.

„Ich komme mir“ – so notierte Goebbels damals – „manchmal vor, als müßte ich jeden Tag den Schwachwerdenden neue Korsettstangen einziehen.“²⁶ Er tat es unermüdet: auf Arbeitstagen, vor Rüstungsarbeitern, Bombengeschädigten, Beamten, Künstlern, Wissenschaftlern und Soldaten. Wie seinen Aufzeichnungen – soweit sie vorliegen – entnommen werden kann, empfing er im Februar 1943 Divisionsadjutanten von allen Fronten, im Juni waren es dann – wie Oven²⁷ vermerkt – 150 Generalstabsoffiziere, die eine Seelenstärkung im Thronsaal des Ministeriums²⁸ empfangen, und etwa um den 17. Juli herum hielt er die unten wiedergegebene Rede vor Wehrmachtoffizieren, entweder auch im erwähnten Thronsaal oder – wenn es sich um eine kleinere Gruppe gehandelt hat – im Konferenzsaal des Goebbelschen Privathauses. Alle diese Reden vor einem begrenzten Zuhörerkreis wurden zumindest von einem Stenografen mitgeschrieben. Mitschnitte waren üblich und sind daher nicht als Besonderheiten zu werten. Da der Minister Wert darauf legte, über die Wirkung seiner Rede informiert zu werden, nahm an Veranstaltungen dieser Art meist einer seiner Mitarbeiter teil, der ihn anschließend über die Reaktion der Zuhörer unterrichten mußte²⁹. – Einzelheiten über das Auditorium sind nicht bekanntgeworden.

Der Text dieser Rede bietet inhaltlich nichts Neues³⁰, weder enthält sie spektakuläre Eingeständnisse vor Kennern der Lage, etwa aufgrund der letzten Ereignis-

²⁴ Goebbels-Tagebuch vom 22. 5. 43, Bl. 2460.

²⁵ Vgl. „Das Reich“ vom 25. 4. 43.

²⁶ Goebbels-Tagebuch vom 21. 2. 43, Bl. 212.

²⁷ v. Oven, a. a. O., S. 53.

²⁸ Das Propagandaministerium war im Palais des Prinzen Leopold von Preußen, dem ehemaligen Ordensmeister-Palais, in der Wilhelmstraße untergebracht.

²⁹ Mitteilung von Dr. Werner Naumann vom 18. 2. 70, vgl. auch v. Oven, a. a. O., S. 53.

³⁰ Vgl. dazu Goebbels Leitartikel in der Wochenzeitung „Das Reich“ aus dem ersten Halbjahr 1943, insbesondere seinen am 30. 5. 43 erschienenen Beitrag: Das Wesen der Krise.

nisse im Osten, noch macht der Minister von seinem Wissen um die mehr als wahrscheinliche innenpolitische Veränderung beim „Achsenpartner“ Gebrauch, über die ihn Canaris bereits Ende Mai informiert hatte³¹. Der Vortrag bietet auch keine neuen Perspektiven zur Deutung der Persönlichkeit Goebbels', ja, diese Rede konnte nicht einmal aus einer Sammlung solcher – sozusagen – intimer Vorträge als besonders inhaltsreicher und gelungener Beitrag ausgewählt werden. So mag denn die Frage nach der Veröffentlichung gerade dieses Textes laut werden. Das vorliegende Beispiel einer der zahllosen Durchhalte-Reden, vom Minister einer begrenzten Zuhörerschaft vorgetragen, rechtfertigt den Abdruck allein durch die unbekümmerte Art, mit der der Redner sich seiner stilistischen und rhetorischen Mittel bedient. Alle Formulierungen und Wendungen sind zwar aus seinen wöchentlichen Leitartikeln bekannt, aber hier ist der Maßstab ein ganz anderer als der, den Goebbels selbst an seine mit zweitausend Reichsmark pro Stück honorierten Beiträge für die renommierte Wochenzeitung „Das Reich“ legt. Er hält sich lediglich an ein Stichwort-Konzept³² und formuliert im übrigen frei, was der Frische und Unmittelbarkeit seines Vortrags zugute kommt. Hier – sozusagen am Kamin des Ministeriums – kann er ohne politische und geschmäckerliche Rücksichtnahme aus dem reichen Fundus seiner Vergleiche und Beispiele eine Rede ausstaffieren, die als „Zementspritze“ für jüngere Offiziere – vermutlich als Abschluß eines Lehrgangs – angelegt ist. Wenn oben gesagt wurde, dieser Vortrag zeichne sich durch seine Ungezwungenheit aus, so gilt das vordringlich für die Artikulation, die rhetorische Ausdrucksfähigkeit des Redners, die dem *Leser* des Redetextes selbstverständlich verlorengehen, vornehmlich jenen unter ihnen, die Goebbels selbst niemals haben sprechen hören und so nicht einmal in der Lage sind, seinen Tonfall dem Text sozusagen zu unterlegen. Es erweist sich schlechthin als unmöglich, den rhetorischen Stil aus dem gedruckt überlieferten Text einer Rede beurteilen zu wollen. Das Temperament des Sprechenden erst, das – wenn auch gespielte – Engagement, mit dem er Gesinnungen weckte und lenkte, Kräfte aktivierte, um sich die Stoßkraft des auf ein Ziel dirigierten menschlichen Willens zunutze zu machen, vordringlich das sind die Quintessenzen auch dieser Rede, deren Stil an antiken Vorbildern gemessen dürftig erscheinen mag, die im Hinblick auf den Erfolg aber – und das allein sollte das Kriterium für die Beurteilung rhetorischer Intensität sein – vermutlich selbst die so gerühmten Gorgias und Quintilian in den Schatten gestellt hat.

Der Text einer Rede informiert nicht allein über deren Inhalt, darüber hinaus ist er meßbar hinsichtlich der Ziele des Redners und seiner Methode. Im vorliegenden Beispiel geht es allein um die Stärkung des Widerstandswillens der Zuhörer. Um dies zu erreichen, verfälscht und beschönigt der Redner Tatsachen, er lockt die Hörer von der Realität des Alltags weg und zwingt sie, seine Vergleiche, mit denen er Hoffnung und Glauben weckt, für die Wirklichkeit zu nehmen. Die aus

³¹ Goebbels-Tagebuch vom 25. 5. 43, Bl. 2496; bei Lochner, S. 361.

³² Mitteilung von Dr. Werner Naumann vom 18. 2. 70.

Goebbels' Leitartikeln zur Genüge bekannten Vergleiche³³ – depressive Situationen mit positivem Ausgang – aus Geschichte und Parteigeschichte (etwa der Hinweis auf Friedrich II. nach Kunersdorf, auf das Verzagen „selbst Bismarcks“ bei Königgrätz, ferner die Rückgriffe auf die Situation der NSDAP in den Jahren 1925 bis 1927³⁴) sowie aus dem menschlichen Alltag, werden summiert und durch Dialogform aufgelockert. Des weiteren bemüht er gern den „lieben Gott“, die „Göttin der Geschichte“ oder – säkularisierter – die „gestaltenden Mächte“, die – mit ihrem Sinn für Dramatik – die kämpfenden Völker „noch einmal außerordentlichen Belastungen“ ausgesetzt haben, um nun endgültig über den Sieg entscheiden zu können: wer diesen Belastungen mit der stärksten Widerstandskraft begegnet³⁵, dem gebührt schließlich und endlich auch der Sieg – sozusagen als Belohnung. Im Zspruch spielt Goebbels seine eigentliche Rolle mit beschwörender Intensität; er muß insbesondere diesen Partien seiner Ausführungen überdurchschnittliche Wirksamkeit zugemessen haben. Wie gesagt, die Methode läßt sich katalogisieren, nicht fixierbar hingegen sind Stimme und Tonfall, Tempi und Stärken sowie jenes Goebbels eigene, vom rheinischen Dialekt leicht gefärbte Hochdeutsch, das infolge seiner übertreibenden Akzentuierung bekanntlich seither zur Nachahmung und damit zur Karikierung reizte. Ebenso kann der Leser des Textes nicht partizipieren an der überaus reichen Skala Goebbellsschen Artikulationsvermögens, das ihn befähigte, gewisse Wendungen, denen er eine besondere Bedeutung beimaß, in metallisch klingende, helle Töne zu setzen, das es ihm ermöglichte, über Gegner oder Ignoranten kübelweise Ironie auszuschütten, und das ihn auch in den Stand setzte, den Ton philosophischer Gelassenheit, mit dem er die vorliegende Rede einleitete, zu treffen³⁶. Erscheint es ihm angemessen, setzt er gewisse Akzente auf den unterkühlten Grundton: so strafft er etwa das Tempo, dehnt Vokale, spricht im Flüsterton, bis er dann – nachdem er die Einleitung mit der Forderung abgeschlossen hat, „Abstand zu nehmen, vom Bilde zurückzutreten“ – mit seiner eigentlichen Arbeit beginnt, d. h. mit der „Stärkung der Nerven“ und des Durchhaltevermögens in – wie Goebbels es formuliert – „solchen Zeiten innerer Versuchung“.

Selbstverständlich ist auch diese Rede vom Anfang bis zum Ende auf Wirkung bemessene Routine: die Distanz, die der Redner während der ersten zwanzig Minuten von seinem Gegenstand nimmt, mit der er die Stimmung vorbereitet, die überlegene Gelassenheit, mit der er die Begebenheiten des Tages beiseite schiebt, um mit der geistigen Spannweite eines philosophischen Kopfes scheinbar die „große geschichtliche Problematik, die im Hintergrund dieses Krieges aufdämmert“, aufzuzeigen. Der Analytiker des kriegerischen Geschehens, als der er sich aufspielt, stellt fest, daß es nicht darum gehe, „Grenzkorrekturen“ vorzunehmen oder dem

³³ v. Oven überliefert (a. a. O., S. 33) folgende Äußerung von Goebbels: „Man muß bei diesen Leuten viel Vergleiche gebrauchen, das merken sie sich besser.“

³⁴ Vgl. unten, S. 104 und 105.

³⁵ Vgl. unten S. 105 und 107.

³⁶ Ironie und Zynismus gewisser Wendungen beruhen lediglich auf der retrospektiven Betrachtungsweise des Lesers.

Gegner „diese und jene Provinz“ streitig zu machen, sondern daß diesmal nun die „nationale Substanz“ auf der „Waagschale der Geschichte“ liege, die Völker um ihr Leben angetreten seien, um das nun „gewürfelt“ werde.

Der Propagandist Goebbels nennt ausdrücklich das Maß der Gefahr, in der sich die Nation befindet, läßt an der tödlichen Alternative keinen Zweifel, bemüht aber – und das ist seit Monaten Sinn und Ziel seiner Propaganda – zahlreiche Beispiele, aus denen der deprimierte Zuhörer schließen kann, daß es nur des bis aufs äußerste angespannten allgemeinen Willens bedarf, um die letzte Hürde zu nehmen, um die von der Göttin der Geschichte auferlegte letzte Bewährungsprobe zu bewältigen, um die Krise zu überwinden. Nachdem Goebbels Ende Mai 1943 einen Artikel mit der Überschrift: „Das Wesen der Krise“ veröffentlicht³⁷ und den Begriff Krise für die Propaganda entdeckt hatte, verwendete er ihn in zunehmendem Maße in seinen wöchentlichen journalistischen Beiträgen für „Das Reich“; vermutlich hat er auch in keiner seiner damaligen Reden gefehlt. Das Wesen der Krise ist zu einem Angelpunkt seiner Propaganda überhaupt geworden, ist eine sehr geschickte Erfindung von Joseph Goebbels. Eine Krise gestattet oder verlangt vielmehr eine Entscheidung für eine von zwei Möglichkeiten, erlaubt oder fordert die Entscheidung zwischen Leben oder Tod, Sieg oder Untergang. Der Mensch in der Krise hat – so jedenfalls sieht es der Propagandist – die Wahl zwischen positiv und negativ, und für ihn, der selbstverständlich ausnahmslos den positiven Ausgang der Krise im Blick hat, gibt es keinen Zweifel daran, für welchen Weg sich der Mensch entscheiden wird, wenn er zudem von einem beredten Nothelfer unterstützt wird, der sich mit einem Arzt, einem Fußballtrainer, einer Krankenschwester identifiziert, so wie es Goebbels in seinen Beispielen für krisenhafte Situationen tut. Er täuscht seine Hörer, indem er den Begriff Krise auf eine eindeutig ausweglose Lage anwendet, und verführt sie weiter durch Vorbilder, deren Nimbus allein Hoffnungen erweckt und den menschlichen Willen stärkt. Seinen auf die Situation des deutschen Volkes zugeschnittenen, vorwiegend in Grautönen gesetzten Modellfällen folgt immer ein verführerisches, propagandistisches „Aber“, das mit der Realität, die er für die Kriegspropaganda seit jeher gefordert hatte, gar nichts mehr zu tun hat. Insofern sind auch die Vergleiche, die einer Augenblickswirkung wohl nicht entbehrt haben, trügerisch, denn Krieg läßt sich nicht mit Krankheit vergleichen, er ist kein Fußballmatch und kein Marathonlauf, kein Boxkampf und kein Avusrennen und hat auch nichts zu tun mit jener poetischen Wendung³⁸, die Goebbels im Februar 1944 gebrauchte und als deren Konsequenz ein Sieg schon quasi automatisch einer Niederlage zu folgen hat. Ohne Zweifel hat diese Art der Propaganda zur Verlängerung des Krieges beigetragen; sie hatte Erfolg, weil sie die Hoffnung der Menschen ansprach und den Willen in eine Richtung lenkte. Unter den militärischen Ereignissen der letzten Kriegsjahre nutzte sie sich schnell ab, ohne daß der Minister seine Anstrengung jedoch vermindert hätte. Allerdings stand er auf

³⁷ Vgl. Das Reich vom 30. 5. 43.

³⁸ Je kühler die Nacht wird, desto näher steht sie dem Morgen.

verlorenem Posten: wirksame Propaganda läßt sich auf die Dauer nicht aus negativem Stoff schlechthin bestreiten. Sie wurde von Monat zu Monat realitätsfremder, denn der militärische Rückzug und die darauffolgende Kapitulation ließen sich von keinem noch so gestärkten Willen aufhalten.

Die unten abgedruckte Rede entstammt dem Komplex des sog. Wallbergfundes, zu dem – neben Tonbandaufzeichnungen der in der Folge des Attentats vom 20. Juli 1944 geführten Prozesse vor dem Volksgerichtshof – auch Reden hauptsächlich Hitlers, aber auch Keitels und Jodls gehören. Als Wallbergfund bezeichnet werden Tonträger – Schallplatten und Tonbänder – aus dem Archiv der ehemaligen Reichspropagandaleitung, die kurz vor dem Zusammenbruch von 1945 in eine unzugängliche Schlucht des Wallberges bei Rottach am Tegernsee gelangt waren. Die Frage, ob der zur Reichspropagandaleitung gehörende Autozug während seiner Fahrt auf der Wallbergstraße Opfer eines Tieffliegerangriffs geworden ist und mit Inhalt in die Tiefe stürzte oder ob Fahrer und Begleitpersonal der Wagen es vorgezogen haben, Bänder und Platten freiwillig der alles überwuchernden Natur zu überlassen, mag offenbleiben. Wie immer es sich zugetragen haben mag: ein gutes Dutzend Jahre später gab der Berg das Material frei, das in einem Schreiner seinen geduldigen Aufbereiter fand und schließlich der wissenschaftlichen Forschung übergeben wurde⁹⁹.

Das Manuskript wurde nach Tonband transkribiert und enthält alle sprachlichen und grammatikalischen Unebenheiten, wie sie dem frei sprechenden Redner unterlaufen sind. Auf diese Weise kann – wenn schon auf die akustische Wiedergabe des Textes verzichtet werden muß – eine gewisse, wenn auch nur geringfügige Annäherung an die Vorlage erreicht werden. Aus den gleichen Erwägungen wurden die Absätze so eingefügt, wie der Redner sie (durch Pause) markierte, nicht wie Lesbarkeit und Logik des geschriebenen Textes sie fordert. Eine dem Wortfluß des Redners gemäße Interpunktion zu setzen, erachtete der Bearbeiter jedoch im Hinblick auf das Verständnis des Textes für unangebracht und hielt sich an die allgemeinen Regeln für die Zeichensetzung.

Eine nahezu zuverlässige *Datierung* der Rede kann lediglich aus dem Text gewonnen werden, und zwar gibt es drei Anhaltspunkte dafür. Goebbels spricht von der politisch-militärischen Lage im Süden Europas, was die Landung der Alliierten auf Sizilien voraussetzt, die am 10. Juli erfolgte. Die Erwähnung der deutschen Kapitulation in Tunis (vgl. S. 100) kann infolgedessen als Markierung für den frühestmöglichen Zeitpunkt fallengelassen werden. Bestimmend indessen ist die Zitierung der Äußerung des – wie Goebbels irrtümlich annahm – Parlamentssekretärs der britischen Admiralität vor dem Unterhaus über die Auswirkung des deutschen U-Bootkrieges auf die englische Kriegswirtschaft (vgl. S. 101). Am 16. Juli 1943 veröffentlichte die Times in der Spalte „House of Commons“ den Inhalt einer Rede des parlamentarischen Staatssekretärs im Ministerium für Kriegs-

⁹⁹ Näheres über die Fundgeschichte bei Krausnick, Kotze, Es spricht der Führer, Gütersloh 1966, S. 369 ff.

transport, A. Salter, vom 15. Juli über die Ursachen der beiden Krisen innerhalb der britischen Überseeversorgung. Nur auf diese Rede kann Goebbels' Bemerkung abzielen. Hält man sich wörtlich an den Hinweis: „Wir vernahmen *vorgestern* im englischen Unterhaus von seiten des Parlamentssekretärs der britischen Admiralität . . .“. so steht der 17. Juli 1943 als Datum fest, will man die Zeitangabe allenfalls cum grano salis verstehen, so wären Verschiebungen um ein bis zwei Tage nicht ausgeschlossen. – Da Goebbels' Tagebuchaufzeichnungen für die Zeit vom 28. Mai bis 25. Juli 1943 als verloren gelten müssen, entfallen sie für eine Datierungshilfe von vornherein. –

Hildegard von Kotze

Dokument

Meine Herren! Je länger der Krieg andauert, desto mehr entdecken wir an ihm den Charakter einer zunehmenden Totalisierung, und zwar nicht nur in seiner Methodik, sondern auch in seiner Zielsetzung. Insofern unterscheidet sich dieser Krieg von allen seinen Vorgängern, als in ihm zum ersten Mal in der Geschichte nicht nur Armeen, sondern Völker einander gegenüberreten. Demgemäß sind auch die Ziele, die von den beiden kriegführenden Seiten aufgestellt werden, ausgesprochen völkische. Es handelt sich in diesem Krieg nicht mehr darum, Grenzkorrekturen vorzunehmen oder dem einen oder dem anderen diese oder jene Provinz streitig zu machen, sondern dieses Mal sind die Völker selbst auf die Waagschale der Geschichte gelegt, und zwar nicht nur in ihren heute lebenden Generationen, sondern in ihrer nationalen Substanz. Ein Sieg der einen oder anderen Seite wird dieser oder jener Seite den Triumph bzw. eine kontinentale Herrschaft einbringen. Eine Niederlage würde nicht nur die heute lebende Generation in ein unausdenkbares Unglück hineinstürzen, sondern vielmehr ihre völkische Substanz so weit vernichten, daß die Nation in geschichtlich absehbarer Zeit zu einer völkischen Lebensäußerung nicht mehr fähig wäre. Es ist uns das zwar bei Beginn dieses Krieges nicht in voller Schärfe und Deutlichkeit aufgegangen; trotzdem ist dem so. Und, wie gesagt, je länger der Krieg andauert, desto klarer wird uns das.

Zum ersten Male erschien diese Perspektive des Krieges schon in der zweiten Hälfte des Ersten Weltkrieges. Zwar traten sich damals noch im wesentlichen monarchisch eingestellte Staaten gegenüber, trotzdem aber bemerkte man schon, vom Jahre 1916 an in zunehmender Schärfe, daß es diesmal um Völker schon ging, daß nicht Hausmächte um diese oder jene Vorherrschaft oder um diese oder jene Grenzprovinz kämpften oder um die Abrundung ihres Hausbesitzes, sondern daß die nationale Kraft, ja man möchte fast sagen, die nationale Lebensäußerung der daran beteiligten Völker aufs Spiel gesetzt war. Der gegenwärtige Krieg ist eine Fortsetzung des Ersten Weltkrieges, und er ist deshalb notwendig geworden, weil im Ersten Weltkrieg zwar die deutsche Wehrmacht unvergleichliche Waffenerfolge erringen konnte, das deutsche Volk sich aber den außerordentlichen Belastungen dieses viereinhalbjährigen Ringens moralisch nicht gewachsen zeigte oder vielmehr: seine politische Führung in der entscheidenden Stunde die Nerven verlor und freiwillig die Faustpfänder aus der Hand gab, die eigentlich die Voraussetzung eines großen Sieges hätten sein können¹. Ich bin davon überzeugt, daß in etwa 150 bis 200 Jahren nachlebende Geschichts-

¹ Goebbels zitiert hier und im folgenden die von den nationalsozialistischen Führern bei jeder nur möglichen Gelegenheit erwähnte Legende „vom Versagen der politischen Führung in entscheidender Stunde“.

forscher zweifellos die Zeit von 1914 bis zum Abbruch oder bis zum Ende dieses Krieges als eine einheitliche geschichtliche Entwicklung auffassen werden. Es ist das in der Tat ein zweiter Dreißigjähriger Krieg, und die Pause von 1918 bis zum Jahre 1939 wird gewissermaßen als eine Art von Waffenstillstand aufgefaßt werden. Wie überhaupt diese Jahre doch ständig wieder durchzittert wurden von großen politischen, zum Teil auch militärischen Wirren, und man doch immer den Eindruck hatte, daß die Welt durch das Versailler Diktat in keiner Weise etwa zur Ruhe gekommen war. Am 9. November denn unterlag die Seite der damals krieg[führenden Mächte], die eigentlich den Sieg schon verdient hatte. Die Seite aber, die aufgrund ihrer völkischen Substanz und auch ihrer im Kriege getätigten Waffenleistung eigentlich zur Niederlage bestimmt gewesen wäre, die errang den Sieg aufgrund einer politischen List, der das deutsche Volk, bzw. seine Führung damals zum Opfer fielen². Die nationalsozialistische³

des deutschen Volkes, bzw. seiner Führung. Und im September 1939 mußten die Völker ein zweites Mal antreten. Wir mußten gewissermaßen den Schlußakt hinter das Drama schreiben. Der Krieg von 1914 bis 1918 hatte keine geschichtliche Lösung gefunden. Die, die den Sieg nicht verdient hatten, besaßen ihn, und die, die zum Sieg prädestiniert gewesen wären, verloren. Infolgedessen mußte die deutsche Nation nach dem Umweg über eine Revolution eine Regeneration ihrer völkischen Kräfte vornehmen. Und es ist fast zwangsläufig, daß diese Regeneration von der Feindseite nicht als endgültig angesehen wurde, sondern daß diese Regeneration sich irgendwann einmal zum Entscheidungskampf um ihre politischen und völkischen Vorstellungen, um ihre Ideen, Theorien und auch um ihre nationalen und sozialen Errungenschaften stellen mußte.

Wenn dieser Krieg nun, wie ich eben schon betonte, eine Fortsetzung des Ersten Weltkrieges, gerade im ideellen und methodischen Sinne, darstellt, so müssen wir uns auch darüber klar sein, daß es in diesem gewaltigen Waffengang keine Entscheidung aufgrund eines Kompromisses geben kann. Diesmal sind die Völker, wie gesagt, um ihr Leben angetreten. Und in dieser Auseinandersetzung handelt es sich nun darum, wer in Zukunft in Europa die große kontinentale Zusammenfassung durchführen soll: das nationalsozialistische Deutschland oder das bolschewistische Rußland⁴. Es ist ein grober geschichtlicher Irrtum, anzunehmen, daß es dagegen noch eine dritte Möglichkeit gäbe. Genauso wie sich im innerpolitischen Machtkampf der Nationalsozialismus nur sporadisch mit den bürgerlichen Parteien auseinandersetzen hatte, und die eigentliche Entscheidung zwischen ihm und dem Kommunismus fiel, genauso ist auch die Auseinandersetzung des nationalsozialistischen Reiches mit den liberal-demokratisch-plutokratischen Westmächten eine sporadische, eine Randererscheinung. Die entscheidende Auseinandersetzung spielt sich ab zwischen dem nationalsozialistischen Reich und der bolschewistischen Sowjetunion. Wir müssen uns also klar darüber sein, daß in diesem Krieg um unser Leben gewürfelt⁵ wird. Es gibt kein Zurück mehr, die Brücken hinter uns sind abgebrochen. Und es tut deshalb gut, wenn die Männer, die auf irgendeinem Gebiet, sei es auf dem militärischen oder politischen

² Gemeint sind die Vierzehn Punkte des damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Wilson.

³ Lücke im Tondokument.

⁴ Bereits während der Kampfzeit hatten sich die Nationalsozialisten diese „Alternative“ zunutze gemacht.

⁵ Zweifellos ein Lapsus, denn der Würfel entscheidet blindlings ohne die Tugenden zu berücksichtigen, aufgrund derer gerade das deutsche Volk nach Meinung von Goebbels für den Sieg geradezu prädestiniert schien.

oder wirtschaftlichen die Verantwortung zu tragen haben, sich hin und wieder über diese Ausmaße, Auswirkungsmöglichkeiten und geschichtlichen Konsequenzen des Krieges ins klare kommen [sic].

Ich habe deshalb nicht die Absicht, heute über aktuelle Fragen zu sprechen, über die militärisch-politische Lage etwa an der Ostfront oder im Süden Europas, sondern ich habe vielmehr die Absicht, den Blick von den aktuellen Tagesfragen und Tages Sorgen abzulenken und ihn hinzulenken auf die große geschichtliche Problematik, die im Hintergrunde dieses Krieges aufdämmert, und die es zu lösen gilt, wenn dieser Krieg überhaupt einen historischen Sinn haben soll. Ich betonte schon zu Anfang, daß der Krieg bei fort . . . äh bei zunehmender Dauer eine zunehmende Totalisierung erfahre, und habe schon zu Anfang . . . äh und fügte schon zu Anfang hinzu, daß sich diese Totalisierung nicht nur auf seine Methodik, auf die Art des Waffengebrauches oder auf den Einsatz neuer Waffen bezieht, sondern daß sich diese Totalisierung vor allem bezieht auf den Einsatz der Völker selbst. Diesmal sind die Völker die handelnden Faktoren. So wie es um ihr Schicksal geht, um ihr Leben oder besser gesagt um ihre nationale Substanz und damit auch um ihre zukünftige Lebensmöglichkeit, so werden sie auch in zunehmendem Umfang in den Krieg selbst eingeschaltet. Es ist ja charakteristisch, daß heute das nationalsozialistische Regime ja nun eine politische Ausdrucksform des Volkswillens ist oder das doch sein will. Und wenn wir als Kennzeichen der längeren Dauer des Krieges eine zunehmende Totalisierung der ganzen Kriegsmethodik erleben, so können wir auf der anderen Seite auch feststellen, daß in gleichem Umfange nun eine Totalisierung der Auffassung vom Kriege stattfindet. Wir sehen im Kriege nicht mehr einen Waffengang der jeweiligen Wehrmächte, sondern wir sehen in diesem Kriege eine Auseinandersetzung zwischen den Völkern selbst. Das heißt hier: Friß oder stirb! Jeder Mann unter uns ist sich im klaren darüber: Wenn wir diesen Krieg gewinnen, lösen wir damit überhaupt unsere gesamte geschichtliche Problematik, und wenn wir ihn verlören, würde damit jede Lösungsmöglichkeit irgendeines deutschen Problems, sei es nun wirtschaftlicher oder nationaler oder sozialer Natur, in das Reich der Unmöglichkeit versetzt werden. Es ist deshalb von einem tiefen Sinn begleitet, wenn der Führer in seiner Proklamation vom 30. Januar dieses Jahres in einer Zeit des Höhepunktes der militärischen Krise an der Ostfront, das Wort prägte, daß dieser Krieg an seinem Ende nur noch Überlebende und Vernichtete sehen werde. Das heißt mit anderen Worten, es geht jetzt nicht darum, wie weit die deutsche Wehrmacht in den Osten vorstößt oder vorstoßen kann, es geht auch nicht nur darum, wie weit wir in der Lage sind, am Ende des Krieges unsere Grenzen in den östlichen oder westlichen Raum vorzutragen, sondern es geht darum, wer die Führung des Kontinentes übernimmt. Denn darüber ist sich auch jeder klar, daß – selbst auch im neutralen Lager – daß Europa unter den vor dem Krieg als selbstverständlich anerkannten Bedingungen nicht mehr leben kann.

Die Kontinente schließen sich zusammen. Der nordamerikanische Kontinent hatte sowieso schon in seinem Einheitskrieg seinen politischen und nationalen Zusammenschluß gefunden. Der ostasiatische Kong . . . äh äh Kontinent schließt sich unter Japans Führung zusammen. Der afrikanische Kontinent findet auch – wenn auch in einer dienenden Rolle – seinen Zusammenschluß; der australische Kontinent rechnet in diesem Sinne als echter Erdteil nicht mit. Und Europa steht nun vor der Alternative, entweder mehr oder weniger Ausplünderungsobjekt der anderen Kontinente zu werden oder aber in sich diesen nationalen Zusammenschluß zu vollziehen. Es ist ein frommer Irrtum, der ja im Völkerbund seine klassische Widerlegung gefunden hat, zu glauben, daß ein kontinentaler Zusammenschluß aufgrund einer gütlichen Vereinbarung möglich wäre. Die Geschichte kennt kein Beispiel dafür, daß ein Staat oder eine Nation oder eine Vielfalt von Völkern oder ein Kontinent einen Zusammenschluß

vollzogen hätten, aufgrund einer gütlichen Vereinbarung. Auch in unserer eigenen Geschichte ist das nicht der Fall gewesen. Das alte, erste, großdeutsche Reich hat seinen nationalen Zusammenschluß nur in einer Folge von sehr langwierigen und außerordentlich blutigen Kämpfen gefunden. Manchmal mußten ganze Völkerstämme, sehr wertvolle Völkerstämme wie z. B. die Niedersachsen, zum größten Teil ausgerottet werden⁶, um dem ersten großdeutschen Reich eine Basis seines nationalen Zusammenschlusses zu verschaffen. Genauso ist es beim nordamerikanischen Kontinent der Fall gewesen; auch der nordamerikanische Kontinent hat nicht seinen Zusammenschluß aufgrund einer gütlichen Vereinbarung gefunden, sondern auch hier ist der Zusammenschluß das Ergebnis eines außerordentlich langwierigen, einsatzvollen, verlustreichen und blutigen Krieges. Aber die Staatsmänner, die eine solche Entwicklung einzuleiten und durchzuführen haben, müssen die Kraft besitzen, über die Beschwernisse, Fährnisse und über die Wandelbarkeit des Kriegsglücks innerhalb der sich vollziehenden Vereinheitlichungsperiode, in die Zukunft zu blicken. Und genauso wie dem amerikanischen Kontinent, sozial und wirtschaftlich gesehen, aus seinem nationalen Zusammenschluß ungeheure Vorteile, vor allem anderen Kontinenten in der Konkurrenz gegenüber . . . äh zustatten gekommen sind, genauso wird das natürlich auch beim europäischen Kontinent der Fall sein. Auch das zweite Deutsche Reich, das Deutsche Kaiserreich, Bismarcks Gründung, ist nicht zusammengeschlossen worden aufgrund einer gütlichen Vereinbarung zwischen Preußen und Bayern und Hessen und Württemberg und Schaumburg-Lippe und Schaumb . . . äh Lippe-Bückeburg. Ganz im Gegenteil, es hat auch hier außerordentlich blutige Kämpfe als Voraussetzung gegeben. Bismarck mußte schließlich zu drei großen und entscheidenden Kriegen, zu sogenannten Bruderkriegen antreten, um die hegemoniale Stellung Preußens innerhalb des deutschen, damals des norddeutschen Reichsverbandes sicherzustellen. Was wir nun heute vollziehen ist nicht nur lediglich ein nationaler, sondern ein kontinentaler Zusammenschluß. Die moderne technische Entwicklung hat die Grenzen zwischen den Nationen mehr und mehr ins Verschwimmen gebracht. Wenn man heute mit dem Flugzeug eine Strecke vom äußersten Norden in Europa bis in den äußersten Süden immerhin im Verlaufe eines einzigen Tages durchqueren kann, so erhellt daraus, daß diese kontinentale Gründung das Gebot der Stunde ist. Die technische Entwicklung hat die nationalen Gründungen zum großen Teil, wenigstens auf bestimmten Gebieten, überholt; und es handelt sich nun darum, eine hegemoniale Macht innerhalb des europäischen Kontinentalgebildes durchzusetzen, die nun die Kraft, die Autorität und die Macht besitzt, die Führung zu übernehmen. Ein solcher kontinentaler Zusammenschluß würde natürlich für Europa eine ungeheure Kraftzufuhr bedeuten und würde damit unseren alten, ehrwürdigen Erdteil überhaupt erst in die Lage versetzen, sich anderen zusammengeschlossenen großen, kontinentalen Gebilden gegenüber zu behaupten.

Es ist nun als Folge des Ersten Weltkrieges eine gewisse Duplizität der Ereignisse insofern zu verzeichnen, als in den beiden größten Mächten, wenigstens volksmäßig gesehen, des europäischen Kontinents, nämlich in Deutschland und in Rußland, auf dem Wege über eine Revolution gewissermaßen, eine politische Voraussetzung, eine machtmäßige Voraussetzung vielmehr dieses kontinentalen Zusammenschlusses geschaffen worden ist, und zwar in der Form des Nationalsozialismus und des Bolschewismus. Es ist deshalb auch logisch und unabwendbar, ob wir das wollen oder nicht, oder ob wir uns einer solchen geschichtlichen Alternative zu entziehen versuchen oder nicht, es ist unabwendbar, daß genauso wie in Deutschland eine Entscheidung ge-

⁶ Anspielung auf die Sachsenpolitik Karls des Großen, über die unter den nationalsozialistischen Politikern unterschiedliche Auffassungen bestanden.

fällt werden mußte, wer das Reich zu führen habe, der Kommunismus oder der Nationalsozialismus, genauso nun innerhalb des europäischen Kontinents die Frage geklärt werden muß, wer hat Europa zu führen: das bolschewistische Rußland oder das nationalsozialistische Deutschland? Jeder, der nur flüchtig eine Kenntnis von den inneren Zusammenhängen der europäischen Geschichte besitzt, weiß, daß äh . . . eine Führung Europas durch das bolschewistische Rußland eine Verlagerung des europäischen Schwergewichtes in einen Teil Asiens bedeuten würde. Jedermann weiß aber auch, daß eine Führung des europäischen Kontinents durch das nationalsozialistische Deutschland Europa wieder seinen typischen Charakter zurückgeben würde, d. h. Europa würde wieder ein europäischer Kontinent. Wenn ich von dieser großen Perspektive aus das ganze militärische und politische Geschehen dieses Krieges unter die prüfende Lupe nehme, so werde ich mit einer ganz anderen Einstellung den täglich wechselnden Beschwerden und Gefahren des Krieges gegenüberzutreten. Wie ich es überhaupt für notwendig halte, daß die Männer, die die Verantwortung tragen, hin und wieder den Versuch machen, sich gänzlich vom Tage zu absentieren und den Krieg aus einer gewissen Entfernung zu betrachten. Um es an einem Beispiel klarzumachen: Wir müssen ständig versuchen, hin und wieder einmal den Krieg so zu sehen, wie wir wünschen, daß er später von der Geschichte dargestellt wird. Denn es ist ganz natürlich und auch unvermeidlich, daß wir dem Krieg gegenüber als Tagesmenschen eingestellt sind; denn er tritt ja jeden Tag in einer neuen Form, in einer neuen Problematik an uns heran. Jeden Tag sehen wir neue Beschwerden, die er mit sich heraufführt, neue Sorgen, neue Belastungen, neue Engpässe; und jeden Tag wird das Übermaß der Sorgen stärker. Es ist nun nicht mehr als natürlich, daß die Menschen, die einerseits nun damit beauftragt sind, diesen Krieg zu einem erfolgreichen Ergebnis zu führen, andererseits auch weil sie die Verantwortung dafür tragen, nun mit den ständig wechselnden Tagessorgen des Krieges Bekanntschaft schließen müssen. Menschen, die nun dazu nicht die innere Reife mitbringen, d. h. die – ich möchte fast sagen – nicht in Krisen großgeworden sind, sind deshalb leicht geneigt, auch in diesen Zusammenhängen Ursache mit Wirkung zu verwechseln, d. h. sie werden hin und wieder der Versuchung verfallen, die tagesbedingten Sorgen über die geschichtlichen Perspektiven zu stellen und den Krieg nicht so zu betrachten, wie wir ihm etwa in hundert Jahren betrachtet sehen wünschen, sondern den Krieg so zu betrachten wie der Durchschnittsmensch von heute ihn sieht. Denn daß der Krieg kein allgemeines Vergnügen bereitet, weder für die Führenden noch für die Geführten, das dürfte sich im Verlaufe seiner vier Jahre allmählich herumgesprochen haben⁷. Daß er Schwierigkeiten mit sich bringt, liegt in seiner inneren Natur. Jede große kämpferische Auseinandersetzung, ob es sich nun auf politischem oder militärischem oder sogar auf sportlichem Gebiet abspielt, ist eine Auseinandersetzung zwar der physischen Kraft, andererseits aber auch der Nerven. Und es gibt gewisse Situationen, gewisse Entwicklungsphasen in einem solchen Ablauf, die viel mehr Ansprüche stellen an den Nervenvorrat der daran beteiligten Menschen bzw. Völker als an den physischen Kraftvorrat. Es ist deshalb nicht ausschlaggebend, daß wir immer und immer wieder dafür Sorge tragen, daß unser physischer Kräftevorrat in Takt bleibt, sondern es ist ebenso ausschlaggebend, daß wir dafür Sorge tragen, daß der nervliche Kräftevorrat den außerordentlichen physischen Belastungen dieses gewaltigen militärischen Dramas gewachsen ist.

Wie gesagt, es ist deshalb notwendig, hin und wieder zum Bilde einen gewissen Abstand zu nehmen, vom Bilde zurückzutreten um einige Schritte, um dann aus einer bestimmten Entfernung heraus das Bild wieder einmal in der gesamten Konzeption

⁷ Bekanntlich war Goebbels von jeher dagegen gewesen, den Krieg auf die leichte Schulter zu nehmen; idyllische Frontberichte in der Presse hatte er stets kritisiert.

zu betrachten. Ich möchte es an einem Beispiel insofern erläutern – etwa: Ein Maler malt ein großes, ihm in Auftrag gegebenes Monumentalgemälde. Der Entwurf ist gut, phantastisch gesehen, großartig in der Konzeption und in der ideelichen Gestaltung. Das genügt aber nicht. Er muß nun versuchen, diese Konzeption Strich um Strich und Farbe um Farbe in die Wirklichkeit zu übersetzen⁸. Hier ist eigentlich die Schwierigkeit. Es genügt also nicht, daß ein Genie nur die Konzeption entwirft, sondern die Konzeption muß nun von ihm bzw. von seinen Gesellen, von seinen Schülern, in die Wirklichkeit überführt werden. Es ist selbstverständlich, daß er nun nicht ständig dieses Bild aus einer Entfernung malen kann, die ihm einen Überblick über die ganze Konzeption des Bildes gestattet, sondern er muß an das Bild herantreten; er muß nun den Kampf mit der Leinwand, mit der Farbe, mit dem Pinsel, mit der Sprödigkeit des Materials aufnehmen. Und es wird möglich sein, daß er hin und wieder im Ablauf nun seines Werkes feststellt, daß ihm diese oder jene Partie am Bild nicht gelingt. Je weniger ihm nun diese oder jene Partie zu gelingen scheint, um so mehr wird er versucht sein, überhaupt das Vertrauen zur Gesamtkonzeption zu verlieren; das heißt, wenn er sich tage- oder wochenlang abmüht, eine bestimmte Hand oder einen Faltenwurf zu malen, und er stellt fest, daß ihm das nicht gelingen will, dann kommt manchmal eben die Versuchung heran, das ganze Bild sei verfehlt, er werde seiner nicht Herr werden. Wir kennen aus der ganzen Kunstgeschichte, vor allem bei ganz großen Genies solche Zeiten innerer Versuchungen. Daß der geniale Maler nun plötzlich glaubt, seine schöpferische Kraft beginne zu versagen, er werde der Sache nicht mehr Herr, die Konzeption sei zwar gut gewesen, aber es reiche bei ihm nicht an der manuellen Fähigkeit aus, die Konzeption nun Stück für Stück und Partie um Partie in die Wirklichkeit zu übersetzen. In solchen Situationen ist es in Künstlerkreisen allgemein Mode, etwas vom Bild zurückzutreten und das Bild aus einer Entfernung zu betrachten und dann auch die Relativität des Gegenstandes oder der Partie, an der man eben beschäftigt ist, im Zusammenhang mit dem Gesamtbild zu erkennen. So ist es auch beim Kriege. Beim Kriege gibt es selbstverständlich Partien, bei denen der einz . . . oder der andere der eine oder andere glaubt, er werde deren nicht mehr Herr werden. Vor allem dann, wenn diese Partien nun bestimmten Kreisen oder bestimmten Menschen oder bestimmten Klassen anvertraut werden müssen, die keine Übung besitzen in der Auseinandersetzung mit den ständig nun an den Menschen oder an die Klasse oder an den Volksteil herantretenden inneren Versuchungen.

Wir haben nun in der ganzen psychologischen Anlage dieses Krieges insofern einen außerordentlichen Nachteil zu verbuchen, als wir – was natürlich strategisch gesehen ein außerordentlicher Vorteil wieder ist, aber ich spreche ja vom Psychologischen –, daß wir die Siege, die wir eigentlich zweckmäßigerweise auf den ganzen Krieg hätten verteilen müssen, in der ersten Hälfte des Krieges errungen haben. Das ändert an den Siegen effektiv natürlich gar nichts, denn der Besitz von Frankreich ist der Besitz von Frankreich, und der Besitz von Norwegen ist der Besitz von Norwegen. Ob man diese beiden Länder in Besitz genommen hat im Jahre 1940 oder im Jahre 1943 ist vollkommen gleichgültig. Im Gegenteil, die vorhergehende Besitzergreifung ist für die Gesamtkriegführung gesehen materiell natürlich ein ungeheurer Vorteil. Trotz-

⁸ Kann der Maler seinen Entwurf überhaupt noch realisieren, wenn ihm bereits Teile der Leinwand entrissen wurden, der Rest ständiger Bedrohung ausgesetzt ist und die Konkurrenz mit wachsendem Erfolg Farben und Pinsel verdirbt? – Der nicht recht gelungene Vergleich der allgemeinen Lage mit den Problemen des „ringenden Künstlers“ dürfte Goebbels anlässlich des Empfanges der Münchner Maler, von dem v. Oven, a. a. O., S. 63, berichtet, eingefallen sein.

dem aber haben wir selbst und hat sich auch die ganze Weltmeinung aufgrund dieser sogenannten Blitzsieg, – Sie werden jetzt verstehen, warum ich in der deutschen Propaganda das Wort „Blitzsieg“ nach Möglichkeit vermieden habe; weil ich darin eine ungeheure psychologische Gefahr schon von vornherein sah⁹ – ich sage, aufgrund dieser sogenannten Blitzsieg hat sich sowohl in Teilen der deutschen Wehrmacht als auch in Teilen der deutschen Führung, vor allem aber in Teilen der öffentlichen Meinung unseres eigenen Volkes und auch der allgemeinen Weltmeinung der Eindruck durchgesetzt, daß die deutsche Kriegführung eine Belastung überhaupt nicht mit ihrer ver . . . äh Ehre vereinbaren könne, daß eine Belastung schon eine Gefahr und schon eine Krise darstelle, so daß wir schon für Vorgänge auf dem militärischen Sektor heute das Wort Krise anzuwenden pflegen, die diesen Begriff gar nicht verdienen. Denn eine echte Krise in dem Sinne, als sie die Nation vor die letzte Entscheidung zwischen Leben und Tod stellt, eine solche Krise haben wir im Verlaufe dieses Krieges nur zwei- oder dreimal erlebt. Das andere, was wir als Rückläufigkeit zu bezeichnen haben, sind mehr oder weniger Randerscheinungen, peripherische Erscheinungen, die zwar sehr bedauerlich sind, die aber am gesamten Kräftebild nichts Wesentliches ändern. Am gesamten Kräftebild hat sich natürlich geändert, daß wir im vorigen Winter gezwungen waren, einen großen Teil des von uns besetzten Ostraumes wieder zu räumen. Am gesamten Kräftebild hat sich geändert, daß wir Nordafrika verloren haben¹⁰. Am gesamten Kräftebild hat sich aber sonst Wesentliches nichts [sic] geändert. Im Gegenteil, das Kräftebild ist in seinen Grundzügen dasselbe geblieben, nur daß es heute schwereren Belastungen ausgesetzt ist. Aber es ist ja auch natürlich, daß, je länger nun eine so dramatische Auseinandersetzung anhält, daß um so größer die Belastungen werden. Das ist kein Beweis für die Rettung beispielsweise eines kranken Menschen, äh . . . daß er sich noch drei Tage vor der Krise befindet, sondern die Entscheidung fällt immer in der Krise selbst.

Es ist nun das Wesen der Krise, daß sowohl der kranke Mensch als auch ein von einer ungeheuren Belastung angefallenes Volk in der Krise sich genauso viele Schritte vom Leben wie vom Tode entfernt. Das heißt, es hat nun die Wahl entweder den Schritt zu lenken auf das Leben hin oder den Schritt zu lenken auf den Tod hin. Und meistens ist das ebenso sehr eine Frage des Willens, als eine Frage der noch zur Verfügung stehenden Körperkräfte. Sie alle wissen, daß, wenn ein Mensch einmal aufgrund einer schweren Krankheit eine große innere physische Krise durchmacht, sagen wir aufgrund einer Lungen- oder Rippenfellentzündung, daß der Arzt sagt: Ich kann jetzt noch nichts sagen; die Krise kommt übermorgen. Zwei Tage vor der Krise befindet sich der Mensch meistens in einer viel besseren gesundheitlichen Verfassung als in der Krise selbst. Das beweist aber nicht, daß er nun zwei Tage vor der Krise dem Leben näher steht als in der Krise selbst, sondern die Krise ist entscheidend, d. h. je mehr sich nun die Krankheit ihrem dramatischen Höhepunkt nähert, um so größer wird die körperliche und auch die seelische Belastung. Es wird sich nun im Verlauf ganz weniger Stunden entscheiden, ob der Mensch der Krise physisch und seelisch gewachsen ist oder nicht, und zwar werden da nun mitsprechen jene Kräfte-reservoirs physischer und seelischer Art, die er sich in der vorhergehenden Zeit an-

⁹ Wie er überhaupt jede Verharmlosung des Krieges (Frontidyllen) für psychologisch bedenklich hielt und seine Propaganda darauf abstellte, dem Volk den Ernst der Lage klarzumachen.

¹⁰ In seinen Tagebuchnotizen bedauert Goebbels wiederholt, daß man die Ereignisse in Nordafrika (Kapitulation der deutschen Heeresgruppe in Tunis am 13. 5. 45) stillschweigend übergangen habe. Schließlich äußerte er sich Ende Mai in einem Leitartikel („Mit souveräner Ruhe“, vgl. Das Reich vom 23. 5. 45) selbst zum Thema.

gesammelt hat. Die spielen dann die entscheidende Rolle. Und manchmal ist es in solchen Augenblicken auch dann gut, den Kranken – ich möchte fast sagen – in eine seelische Knetung zu nehmen. Es gibt Ärzte, die das nicht verstehen; es gibt Ärzte, die das meisterhaft verstehen. Manchmal verdankt ein Kranker sein Leben überhaupt einer Krankenschwester, die in der entscheidenden Stunde ihm zuredet: Verlier den Mut nicht, du wirst das überwinden. Sicherlich wirst du darüber hinwegkommen; das sind jetzt Fieberschauer, die gehen vorüber. Sie werden jetzt eine Nacht gut schlafen, und morgen früh ist alles vorbei.

Es wäre natürlich sehr töricht, wenn ein Arzt dem Kranken nun das Ausmaß seiner inneren Krise klarmacht, ihn ständig nun belastet mit . . . mit Unkenrufen und mit Verdächtigungen, daß er einer solchen inneren Belastung nicht gewachsen wäre. Genauso ist das auch bei einem Volk. Es soll niemand glauben, daß wir am 9. November 1918 kapitulieren mußten. Es erweist sich ja heute immer mehr, daß die Belastungen, die wir heute zeitweilig erlebt haben und auch überstanden haben, daß diese Belastungen ungleich viel schwerer waren als die, die wir im November 1918 erleben mußten. Wir sind im November 1918 zwar einer sehr ernsten Belastung an der Front ausgesetzt gewesen. Wir durchschritten damals auch ein Tief unserer Ernährungssituation, aber das reichte durchaus nicht zu einer Kapitulation aus. Wie wenig das zu einer Kapitulation ausreichte, kann man ja daran ersehen, daß der Feind eine solche Kapitulation niemals für möglich gehalten hätte. Es gibt auch in der ganzen Geschichte kein Beispiel, daß ein Volk so tief im Feindesland steht und dann seine Kapitulation anmeldet. Es hat eben damals, um beim Beispiel zu bleiben, jener Arzt oder jene Krankenschwester gefehlt, die dem deutschen Volke auf dem Höhepunkte der Krise und immer und immer wieder den Rücken gestärkt hat, eine seelische Kraft verabreichte, die dem deutschen Volk die Überzeugung beibrachte: Ich stehe nicht am Ende, ich will so nicht kapitulieren, ich werde das überwinden. Das ist eine Krise, die ist überwindbar. Wenn ich jetzt zwei, drei Monate die Nerven behalte, wenn die neue Ernte wieder da ist, wird sich die ganze Ernährungssituation ändern, und wir stehen wieder da, wie wir vorher dastanden. Es hat sich ja auch nach dem Kriege herausgestellt, daß auch die Feindseite gleichen Belastungen, vielleicht sogar schwereren Belastungen ausgesetzt war, nur mit dem Unterschied, daß sie eine weitsichtige, nur politisch denkende Führung besaß, die – die Feindseite – immer und immer wieder über diese inneren Belastungen hinweghalf.

Wir erleben das ja auch jetzt in diesem Kriege. Auch die Sowjetunion hat derartig außerordentlich schwierige Lagen mitgemacht. Nur, daß an der Spitze der Sowjetunion eine kleine Clique von sehr energischen, um nicht zu sagen brutalen Führungsfiguren steht, die die innere Kraft besitzen, nun das Volk über solche kritischen Momente hinwegzubringen. Auch England hat solche kritischen Punkte erlebt. Wir vernahmen ja vorgestern noch im englischen Unterhaus von seiten des Parlamentssekretärs der Admiralität, daß England in diesem Kriege zweimal haarscharf an der Vernichtung aufgrund unseres U-Boot-Krieges stand¹¹. England hat das natürlich

¹¹ Sir Arthur Salter war Parlamentar. Staatssekretär im Ministerium für Kriegstransport, er gehörte nicht – wie Goebbels irrtümlich annahm – der Admiralität an. – Auf der Unterhaus-sitzung am 14. 7. 43 machte er – der Times zufolge – u. a. folgende Ausführungen: „Regarding United States production during the last three years, there were two periods in this country when the shipping situation was so serious as to threaten the whole issue of the war, and twice the balance had been restored. The first crisis was in the spring of 1941, and it was in March of that year that he went to Washington. Our imports had fallen to half their pre-war rate, and were falling rapidly. We were losing several times as much shipping as we were building. Bad as the situation was for the moment the prospect was much worse. Our stocks were dan-

dem englischen Volk mit . . . äh, die englische Regierung hat das dem englischen Volk nicht mitgeteilt; die teilt das nämlich erst mit, wenn es vorbei ist. Wie man ja auch einem Kranken nicht zu sagen pflegt, wie krank er ist, sondern höchstens, wenn er wieder gesund ist, wie krank er war.

Wir müssen also auch in dem Sinne die ganze geistige Führung des Krieges unter ganz anderen Perspektiven als denen der sogenannten Wahrheitsliebe¹² sehen. Auch die Nachrichtenpolitik ist natürlich den Geboten der Zweckmäßigkeit unterworfen, und es handelt sich auch hier darum, zu bestimmen, was ist im Augenblick das günstige, das erfolgversprechende? Denn die reine klare Wahrheit über den Krieg kann ja heute überhaupt niemand feststellen, weil niemand in der Lage ist, in die Kriegsmaschinerie beider Teile hineinzuschauen. Die reine Wahrheit werden wir erst nach dem Krieg und wahrscheinlich einige Jahrzehnte nach dem Kriege erfahren. Wir müssen also jetzt versuchen, mit der Zweckmäßigkeit weiterzukommen, und es ist nun einmal so, daß die Führenden, seien es nun Führende auf dem militärischen oder sei es . . . oder seien es Führende auf dem wirtschaftlichen oder politischen Sektor, mehr wissen, als die breiten Massen.

Das ist ja nun aber das Charakteristikum der Führung und ist es ja auch im anderen Leben. Die breiten Massen, die, sagen wir, auf der Tribüne der Avus einem großen internationalen Automobilrennen zuschauen, wissen gar nicht, welchen außerordentlichen Belastungen im einzelnen der Motor unterworfen ist. Sie sehen nur alle fünf Minuten ein glitzerndes, silbern schimmerndes Wunderwerk. Der Ingenieur weiß es, die Herren an der Tankstelle, die wissen es; die schauen dem Rennen mit einem ganz anderen als einem sportlichen Interesse zu. Bei denen klopft das Herz; sie wissen ganz genau: Ich weiß, daß jetzt die Zuleitungsrohre oder daß die Pneus oder daß die Kerzen einer ungeheuren Belastung unterworfen sind. Hoffentlich halten sie bis zum

gerously low and falling rapidly. It was quite clear we were not only in grave danger but in fairly imminent danger either of famine and closing down factories for want of raw materials or of being unable to supply and enlarge our armies in the Middle East and elsewhere. There was only one place from which adequate help could have come – the United States of America. Great help was given, and our first anxiety was relieved. In 1942 we had the ships we needed, and the prospect of many more. The grave crisis found a real solution. – There was, however, another period when Japan entered the war and America was at one time losing more ships than she was building. Her shipbuilding programme was greatly increased.“

Die durch deutsche U-Boote erzielten Schiffsraumverluste der Alliierten und Neutralen betrugen in den Monaten:

März 41	243 622 BRT
April 41	260 414 BRT
Mai 41	349 620 BRT
Juni 41	305 734 BRT

Im Juli hingegen sank die Ziffer auf 61 471 BRT infolge wirksamer taktischer Veränderungen im britischen Transportsystem; um möglichst lange unter dem Abwehrschutz der auf Island stationierten RAF-Einheiten fahren zu können, wurden die Routen weit nach Norden verschoben, dieselben außerdem im mittleren Nordatlantik stark auseinandergezogen. Hinzu kam, daß einige Schiffe der Konvois mit den ersten Radargeräten ausgerüstet waren. – Die zweite kritische Phase für die britische Rüstung war entstanden, nachdem die USA, durch hohe Verluste geschwächt, die Schiffslieferungen an England im Hinblick auf ihre Kriegsführung im Pazifik, einschränken mußten. (Vgl. dazu Jürgen Rohwer, Der U-Bootkrieg und sein Zusammenbruch. In: Entscheidungsschlachten des Zweiten Weltkrieges, Frankfurt am Main 1960, S. 336 ff.)

¹² Vgl. dazu v. Oven, a. a. O., S. 32.

nächsten Tanken aus. – Und wenn man die Haube aufschlägt, dann sieht der Wagen auch ganz anders aus, als wenn man ihn an sich vorbeifahren sieht. So ist es auch mit einer Kriegsmaschinerie! Die breiten Massen des Publikums sitzen sozusagen auf den Tribünen und schauen zu. Sie sehen die ganze Kriegsmaschinerie wie ein Räderwerk an sich vorbeitrollen. Diejenigen aber, die nun, sei es als Tanker oder Ingenieur oder Konstrukteure oder Fahrer, an der Führung dieses technischen Wunderwerkes mitbeteiligt sind, die wissen viel mehr und kennen deshalb auch viel mehr . . . sehen deshalb auch viel klarer, die außerordentlichen Belastungen und damit auch die außerordentlichen Gefahrenmöglichkeiten, denen im einzelnen nun die ganze Kriegsführung unterworfen ist.

Hätten wir nun, wie ich schon eben betonte, unsere großen geschichtlichen Siege, die gewissermaßen die Voraussetzung unseres endgültigen Sieges darstellen, im Verlaufe der vier Jahre richtig verteilt, d. h. hätten wir im ersten Jahr Polen niedergeworfen und im zweiten Jahr, sagen wir, den Norden und im dritten Jahre Frankreich und im vierten Jahre den Südosten und ständen jetzt vor der Niederwerfung Rußlands und würden etwa in diesem Win . . . in diesem Sommer die räumlichen Erfolge erringen, die wir jetzt zu verteidigen haben, so wüßte jedermann: diese Kriegsführung ist ganz souverän . . .¹³ großzügige Weitsicht . . .¹³. Es ist aber nun, wie ich schon betonte, ein außerordentlicher Vorteil für unsere Kriegsführung, daß wir diese Erfolge im Verlaufe von drei Jahren hatten. Jeder materielle Vorteil ist aber, wie gesagt, ein psychologischer Nachteil, denn wir haben, ich möchte fast sagen, unser strategisches Gebäude so hoch in die Wolken hineingebaut, daß es nun in den obersten Etagen ständigen Schwankungen ausgesetzt ist. Um das an einem Beispiel zu erklären: wenn ich ein einstöckiges Haus baue, so wird es vom Wind nicht angegriffen werden. Es wird nicht wackeln, weil der Wind keine Angriffsfläche hat. Wenn ich einen Wolkenkratzer von 145 Etagen baue, so werde ich immer feststellen müssen, daß die oberste Etage ständig hin- und herschwankt, das heißt, daß sie ständigen Schwankungen ausgesetzt ist. Der Wolkenkratzer stürzt deshalb nicht ein, aber er schwankt.

Wir hätten natürlich auch die Möglichkeit gehabt, eine bescheidenere, eine sparsamere, eine zurückhaltendere, um nicht zu sagen kleinbürgerlichere Kriegsführung zu betreiben, insofern als wir uns damals etwa auf den Standpunkt stellten: Ziel dieses Krieges ist, Danzig zurückzugewinnen und einen Korridor durch den Korridor zu garantieren. Den hätten wir selbstverständlich in kürzester Frist erhalten. Und daraufhin hätten wir uns sagen können: Jetzt begeben wir uns in die Defensive; wir haben alles das erreicht, was wir wollen. Dann wären wir natürlich den außerordentlichen Belastungen, denen wir heute ausgesetzt sind, nicht ausgesetzt, denn unsere Kräfte würden vollkommen ausreichen, diese Grenzen zu verteidigen. Wir wären auch nicht in die Notwendigkeit versetzt, den Luftkrieg über uns widerspruchslos – vorläufig wenigstens – über uns ergehen zu lassen¹⁴, weil wir wahrscheinlich Luftgeschwader genügend zur Verfügung hätten, um England die entsprechende Antwort zu geben.

Jetzt aber haben wir den Krieg in einer großzügigeren Planung angelegt, und damit sind wir auch den Gefahren der großzügigeren Planung ausgesetzt. Das ist genauso wie ein Spieler. Wenn ich in Monte Carlo in den Spielsaal gehe und zwanzig Mark einsetze, so kann ich natürlich keine großen Herzbeklemmungen erleben; denn zwanzig Mark kann ich verschmerzen. Wenn ich aber einsetze und um mein Vermögen, ja,

¹³ Lücke im Tondokument.

¹⁴ Hier wie auch in seinen Tagebuchaufzeichnungen wird offenkundig, daß Goebbels mit einer Änderung der Luftkriegslage in absehbarer Zeit nicht rechnete.

um meine Existenz würfle, dann muß ich auch die daraus entspringenden seelischen Konsequenzen auf mich nehmen. Ich darf das eine nicht und das andere dabei äh . . . überwinden oder vermeiden wollen. Eins oder das andere! Entweder führe ich den Krieg wie ein Spießbürger, dann bin ich auch den großen geschichtlichen Sorgen enthoben, oder aber ich führe den Krieg nach großzügigen Gesichtspunkten¹⁵ und gehe darauf aus, Siege von Format, wie Schlieffen^{15a} einmal sagte, zu erringen, und dann muß ich natürlich auch gegenwärtig sein, daß die Erringung solcher Siege ständigen Gefahren, ständigen Belastungen ausgesetzt ist, daß man in einer gewissen Phase des Krieges sich dann gezwungen sieht, nun mit Zähnen und Klauen das zu verteidigen, was man erobert hat. Wenn man sagt: Ja, wir machen aber jetzt keine weiteren Eroberungen. So kann ich nur sagen: Wenn es uns gelänge, bis zum Ende des Krieges das zu halten, was wir jetzt . . .¹⁶, dann wäre das der monumentalste geschichtliche Sieg, der je in der deutschen Geschichte . . . wurde. Wenn wir das behielten, was wir heute militärisch beherrschen, wären wir ja praktisch die Herren des europäischen Kontinents. Das heißt, das was wir¹⁸ . . . im September 1939 überhaupt nicht zu träumen wagten, das besitzen wir jetzt, und das müssen wir verteidigen. Deshalb sind wir selbstverständlich außerordentlichen Belastungen und auch außerordentlichen Versuchungen unterworfen. Die Faustpfänder des Sieges, die sind uns verhältnismäßig leicht in die Hand gespielt worden; die Verteidigung, die erfordert nun von uns alle die inneren Kraftanstrengungen, zu denen wir zum Teil während der Eroberung dieser Faustpfänder oder während der Inbesitznahme dieser Faustpfänder nicht gezwungen waren.

Ich möchte deshalb die Herren eindringlich davor warnen, bei solchen militärischen Auseinandersetzungen, die ständig hin und her wogen oder ständig hin und her wogen müssen, aufgrund ihres inneren dynamischen Gesetzes, allzu leichtfertig das Wort von der Krise zu benutzen. Unter einer militärischen Krise versteht man im echten Sinn und auch nach dem Gebrauch, den unsere großen Militärschriftsteller von diesem Wort gemacht haben, eine Be . . . eine militärische Belastung, in der die kriegführende Nation vor die letzte Entscheidung über Sein oder Nichtsein gestellt wird. Das heißt also, wenn in der Schlacht bei Königgrätz eine Krise eintrat, die selbst Bismarck in Verwirrung brachte und nur Moltke noch auf der Höhe der Situation fand, wenn in dieser Schlacht eine Krise stattfand, so will das nichts anderes besagen als: wenn diese Krise sich fortgesetzt hätte, so hätte sie zur Vernichtung, hätte sie zum Verlust der Schlacht und damit zur Vernichtung der preußischen Vorherrschaft über Deutschland geführt. Das ist eine Krise. Das heißt, eine Krise kann sich unter Umständen zwischen ganz wenigen Menschen abspielen. Es kommt gar nicht darauf an, ob dabei Millionen aufeinanderprallen. Krisen hat es im antiken Altertum zwischen einigen hundert Menschen gegeben; Krisen gibt es heute im Aufeinanderprallen von Millionen Menschen, die nun in riesigen Materialschlachten ihre Kräfte miteinander messen. Aber die Geschichte erweist auch, daß es noch niemals eine große militärische Auseinandersetzung gegeben hat, in der sich eine solche Belastung nicht gezeigt hatte, was ja auch Schlieffen einmal zu dem Wort veranlaßte, daß eine Schlacht ohne Krise keine Schlacht, sondern ein Gefecht sei. Das heißt, Schlieffen spricht mit einer gewissen Verachtung von einem Aufeinanderprallen militärischer Kräfte, die keine Belastungen mit sich äh . . . die keine Belastung bringt. Das ist keine Schlacht, das ist ein Gefecht.

Das gilt natürlich auch von einem Krieg. Wir kennen ja auch aus der Zeit Friedrichs des Großen einen Krieg, der eine solche Belastung nicht mit sich bringt, der unter

¹⁵ Ganz ähnlich argumentiert die zeitgenössische Wirtschaftswerbung.

^{15a} Goebbels spricht: Schlieffen.

dem Namen „Kartoffelkrieg“¹⁶ in die Geschichte übergegangen ist; das heißt ein Krieg, der keine nationale Belastung für das alte friedrizianische Preußen mit sich brachte und damit das alte friedrizianische Preußen nicht auf die Feuerprobe stellte. Wenn ich nun, wie gesagt, das Wort Krise im echten Sinne bei der militärischen Auseinandersetzung dieses Krieges nur bei vereinzeltten Gelegenheiten anwenden darf, so möchte ich dabei doch betonen, daß selbst bei diesen einzelnen Gelegenheiten das Wort Krise im friedrizianischen Sinne auch nicht gebraucht werden kann. Denn Krisen, wie der große König sie erlebte, haben wir ja noch gar nicht gehabt; ganz abgesehen davon, wie der Anlaß dieses Krieges war und welcher Mächtekoalition er praktisch gegenüberstand. Wenn man heute sagt: Wir sind der Feindzahl nicht gewachsen, so dürfen wir ja nicht vergessen, daß Friedrich der Große zeitweilig mit dreieinhalb Millionen Preußen fünfundvierzig Millionen Europäern gegenüberstand, also einem Kräfteverhältnis, dem wir uns ja nie ausgesetzt gesehen haben, und daß er schließlich in der Schlacht von Kunersdorf seine Heeresmacht, seine effektive Heeresmacht von 48000 auf 4000 im Verlaufe von fünf Stunden herabsinken sah. Das ist eine Krise! Und zwar war das eine Krise, die ihn ja zur Aufgabe von Berlin zwang. Er konnte damals das Leben Preußens überhaupt nur retten, weil der Feind zögerte. Hätte der Feind zugeschlagen, wäre er verloren gewesen, das heißt eine echte Krise im friedrizianischen Sinne ist nur dann gegeben, wenn wir gewissermaßen nur durch ein Wunder oder durch eine höhere Schicksalsfügung überhaupt noch ein Entrinnen aus der Gefahr, aus der tödlichen Gefahr, möglich gemacht werden kann [sic!]

Es wird niemand sagen, daß wir irgendwo im Kriege einmal durch ein Wunder gerettet worden sind, sondern wir sind schlechterdings immer durch den Einsatz unserer noch uns zur Verfügung stehenden Kräfte gerettet worden, durch einen sinnvollen Einsatz dieser Kräfte; aber durch ein Wunder wurden wir nicht gerettet. Das heißt, eine Krise in dem Sinne, daß wir einfach vor Sein oder Nichtsein standen und daß im Verlauf von einigen Stunden sich überhaupt das geschichtliche Schicksal der Nation entschied, eine solche Krise haben wir noch nicht erlebt. Aber wir sind in diesem Kriege durch außerordentlich schwere politische und militärische Belastungen hindurchgegangen. Wir haben diese Belastungen überwunden und haben damit gewissermaßen den Zoll für unsere großen geschichtlichen Hoffnungen und Zielsetzungen entrichten müssen.

Ähnliche Situationen und Stationen hat ja auch der Nationalsozialismus vor seiner Machtübernahme überwunden. Es ist ein grober Irrtum zu glauben, daß der Nationalsozialismus am schwächsten oder am anfälligsten war, als er nur zwölf Mandate im Reichstag besaß, sondern er war am schwächsten, am anfälligsten, als er 230 Mandate besaß. Die Krisen, die wir im Jahre 1925, 26, 27¹⁷ erlebten, die gewissermaßen nur – ich möchte fast sagen – eine Familienauseinandersetzung darstellten, von der breiteren Öffentlichkeit überhaupt nicht bemerkt wurden, die waren nicht so tödlich wie die Krise vom November, Dezember 1932. Damals waren wir so groß, daß eben eine kritische Belastung der Partei sie einfach vor die Frage des inneren Auseinanderbrechens stellte. Das heißt, je näher wir an die Macht kamen, umso kritischer waren die Belastungen, denen wir ausgesetzt wurden, genauso wie der Mensch, je mehr er an den Punkt der Gesundheit kommt oder des Wiederaufflackerns der physischen und nervlichen Widerstandskräfte, um so größer ist seine Gefahr, in den Tod zu gleiten. Das nennt man nämlich Krise. Wenn der Arzt nun sagt: Die Krise kommt über-

¹⁶ Spottbezeichnung für den Bayerischen Erbfolgekrieg (1778/79), dessen strategische Unternehmungen vor allem der Beschaffung von Lebensmitteln galten.

¹⁷ Die NSDAP hatte während dieser Zeit Mühe, „aus dem Schneider“ zu kommen; hier die Mitgliederzahlen für die genannten Jahre: 27 117; 49 525; 72 590.

morgen, dann heißt das auf gut Deutsch: Übermorgen wird der Kranke sich entscheiden müssen, ob er leben oder sterben will.

Es soll also deshalb niemand glauben, daß die augenblicklichen kritischen Belastungen, die wir durchleben, etwas Abnormes darstellen. Sie sind ganz natürlich oder unvermeidlich. Es sollte niemand glauben, daß die nun allmählich abflauen, daß der Krieg in seinem letzten Stadium nun eine mehr beruhigte Entwicklung einnimmt. Sondern je mehr er seinem Höhepunkt und seiner Entscheidung zurast, um so dramatischer werden nun seine einzelnen Entwicklungsphasen, genauso wie bei einem Drama auf der Bühne: während die ersten zwei Akte noch verhältnismäßig harmlos und ohne innere Erregung vor sich gehen, wird der gute Dramatiker dafür sorgen – der liebe Gott oder die Göttin der Geschichte, das sind eben gute Dramatiker, die verstehen etwas vom Handwerk –, die werden eben dafür sorgen, daß sich nun dramatische Spannungen in den letzten Akt hineinballen, so daß die letzten fünf Minuten – ja, schon damit der Zuschauer nicht das Interesse verliert, damit die . . . die unmittelbare Aufmerksamkeit nicht erlahmt – das heißt, hier werden sich nun die dramatischen Ballungen konzentrieren und im letzten Augenblick, wenn's gerade vor der Entscheidung steht, dann werden meistens diejenigen, die zum Sieg erkoren sind, sich innerlich sagen: Es hat keinen Zweck mehr.

Wir brauchen uns solcher gelegentlichen Versuchungen gar nicht zu schämen, denn sie sind überall in der Geschichte dagewesen. Sie brauchen nur den Briefwechsel Friedrichs des Großen aus den kritischen Perioden des Siebenjährigen Krieges nachzulesen, und Sie werden hier feststellen, daß er mehr als oft an seine Freunde und an seine Bekannten oder an seinen Minister geschrieben hat: Ich halte die Sache für vollkommen verloren. – Ja, daß er äh . . . seine Jift . . . Giftphiole in der Tasche hin- und hergewälzt hat, in Versuchung, sie auszutrinken. Wie oft hat Friedrich der Große den Satz gebraucht, er wolle sich unter den äh . . . Batterien seiner Artillerie begraben lassen. Er hat sogar einmal in einer kritischen Entwicklung nach Kunersdorf für zwei Tage den Oberbefehl niedergelegt: Ich kann's nicht mehr, ich bin am Ende. – Das heißt, die Belastungen waren so groß, daß er sich selbst nicht mehr die physische und nervliche Kraft zutraute, die Führung Preußens weiter beizubehalten. Trotzdem gilt er heute für unsere Begriffe als die größte königliche Erscheinung, die jemals auf einem Thron gesessen hat. Nicht deshalb, weil er immer siegte. Hätte Friedrich der Große immer nur gesiegt, so würde er nicht äh . . . würde er der Große, aber nicht der Einzige sein. Der Einzige ist er dadurch geworden, daß er es verstanden hat, mit allen Niederlagen, sie seien noch so grausamer Art, fertigzuwerden, sie überwand durch die Größe seines Charakters und die Monumentalität seiner seelischen Widerstandskraft¹⁸. Er hatte tatsächlich das, was er den Staatsmännern und Generalen anempfiehlt: Eingeweide aus Eisen und ein ehernes Herz – und hatte alle Empfindsamkeit von sich geworfen.

Es zeigt sich nun, daß, wie Nietzsche es einmal ausdrückt, eine Krise einen Menschen durch ihre Überwindung nicht schwächer, sondern stärker macht, was nämlich äh . . . auf den ersten Blick etwas absurd erscheinen mag. Wir können bei den meisten . . . bei Kranken feststellen, daß, wenn sie eine Krankheit überwunden haben, daß sie dann, wenigstens im Fonds, gesünder sind als vor der Krankheit; das heißt, sie haben mit der Krankheit eine ganze Reihe von Krankheitskeimen abgeworfen, die sonst immer, latent noch, den Körper belastigt hätten. Das ist auch bei einer militärischen oder politischen Krise. Ich betonte eben, daß das Beispiel Friedrichs des Großen für uns gar nicht anwendbar ist, weil wir in Demut in die Knie sinken müssen

¹⁸ Der Redner stellt jene Eigenschaften Friedrichs II. heraus, die sich auch seine Zuhörer zu eigen machen sollten.

vor diesem heroischen Exempel, das wir uns gar nicht zu eigen machen dürfen. Die Belastungen, die das junge Preußen auf seinem Wege zur Großmacht durchzustehen hatte, sind so monumental, daß das, was wir Belastung nennen, überhaupt nicht damit verglichen werden kann.

Wenn wir nun heute geschichtlich nachprüfen: was ist eigentlich an Friedrich bewundernswert? So werden wir zu dem Ergebnis kommen: Es ist natürlich bewundernswert, daß er sich mit so geringen militärischen Kräften in ganz Europa zur Wehr setzen konnte, aber noch bewundernswerter ist, daß er in den kritischen Perioden, vor allem im Siebenjährigen Kriege, . . . äh die . . . äh die Eleganz und die Biegsamkeit und die Wachsamkeit besaß, immer mit den ihm vorhandenen . . . den bei ihm vorhandenen Kräften klug zu operieren, einmal hier zu schlagen, einmal da zu schlagen, auch einmal geschickt auszuweichen, unter Umständen sogar seine Hauptstadt preiszugeben, bloß um sich fit zu halten. Es gibt sogar Perioden im Verlaufe des Siebenjährigen Krieges, wo die Geschichtskritiker feststellen können: es gibt für ihn keine Rettung mehr. Wenn die Geschichtskritiker nicht wüßten, wie die Sache ausgegangen ist, so würde er [sic] bei dieser Periode feststellen müssen: Friedrichs Sache ist verloren.

Wenn ich nun diese ganze Argumentation auf unsere Gegenwart übernehme und wenn ich mir die Frage vorlege: Was liegt dem allen denn für ein geschichtlicher Sinn zugrunde? Wenn ich an eine höhere Fügung in der Geschichte glaube; wenn ich die Geschichte nicht von der rein materialistischen Seite aus auffasse, sondern wenn ich glaube – ob ich das nun Gott nenne oder Schicksal oder höhere Gewalt oder Weltordnung und wie auch immer, das mag dabei unbetrachtet bleiben, – aber ich glaube, jedermann, der Geschichte vom geistigen Standpunkt aus zu betrachten pflegt, wird mit mir der Überzeugung sein, es wird irgendeine Kraft geben, die das lenkt. Denn sonst würde die Geschichte, so wie wir sie aus der Vergangenheit kennen, nicht einen so tiefen Sinn offenbaren. Es gibt keine sinnlose Geschichte, sondern . . . äh nur hat sie nicht . . . äh keinen Sinn im spießbürgerlichen Sinne. Nicht das spießbürgerlich Gute wird durch die Geschichte belohnt, und das spießbürgerlich Böse wird durch die Geschichte bestraft. Wir Deutschen sind allzu leicht geneigt, diese rein spießbürgerlich moralischen Grundsätze an die Politik anzulegen. Die sind natürlich nicht maßgebend. Aber es gibt eine höhere Moral der Geschichte, und zwar insofern, als die Kraft sich immer durchsetzen wird und die Schwäche immer überspielt wird.

Wenn ich nun von einem höheren Gesichtspunkt, sagen wir, um es primitiv auszudrücken, vom Standpunkte des lieben Gottes aus eine solche Frage betrachte, wenn ich von einem höheren Schicksal aus die Dinge beobachte und mir sage: Was würde jetzt der liebe Gott tun? Wenn der liebe Gott jetzt plötzlich vor die Frage gestellt wird: Wie soll Europa geordnet werden? Und er fällt nun seine Entscheidung nicht nach spießbürgerlich-moralischen Grundsätzen, wie ich eben schon betonte, sondern nach den Grundsätzen einer höheren Kraftentfaltung. So würde ich wenigstens als lieber Gott sagen: Ich bin mir noch nicht ganz klar darüber; ich muß beide Parteien noch einmal prüfen. Ich muß beide noch einmal außerordentlichen Belastungen aussetzen, und wer das am . . . äh am festesten bewältigt, der ist berufen, es am besten zu machen. Das heißt, auch vom höheren geschichtlichen Sinn . . . äh Standpunkt aus hat eine solche Prüfung kurz vor der Entscheidung schon ihren tiefen Sinn; sie ist nicht zwecklos und nicht sinnlos.

Es ist nicht so, als sei die außerordentliche Belastung, die Friedrich der Große in den verschiedenen Phasen des Siebenjährigen Krieges überwinden mußte, sinnlos gewesen, sondern dadurch ist Preußen geworden. Preußen hat damit den Weg zur Großmacht angetreten. Das waren die Kilometersteine auf dem Wege zur Groß-

macht. Schließlich und endlich mußte ja das junge, arrivistische – um nicht zu sagen – Parvenu-Preußen mußte ja das alte, traditionsgebundene und geschichtsumwitterte Österreich beseitigen. Das . . . äh dadurch da hat's doch angefangen. Preußens Vormachtstellung im deutschen Reich ist ja deutlich im Siebenjährigen Krieg eigentlich fixiert worden, da wurde Preußen eine Großmacht. Das kleine Brandenburg wurde eine mit Österreich, besser gesagt mit Habsburg rivalisierende Großmacht. Das heißt, nur durch außerordentliche Belastungen konnte Preußen sich diesen inneren Rang erwerben. Und genauso müssen wir uns den erwerben, denn wir sind gewissermaßen auch im Rahmen der großen Geschehnisse und im Vergleich mit den anderen Mächten, mit denen wir zur Konkurrenz angetreten haben [sic], gewissermaßen ein Emporkömmling, nicht in der Volkssubstanz, aber in der Auswertung der Volkssubstanz. Wir haben es eben bisher nicht verstanden, die ungeheure Volkssubstanz, die uns zur Verfügung stand, politisch richtig einzusetzen.

Wir haben meistens unsere Kriege für herzlich nebensächliche Probleme geführt, etwa um die Frage, ob das Abendmahl in einfacher oder in zweifacher Gestalt gereicht werden soll, und das ist eben nicht ausreichend für große geschichtliche Auseinandersetzungen. Während die Engländer in derselben Zeit sich nun in ihrem Weltreich festsetzten und, ich möchte fast sagen, im Gegensatz zu uns, die wir nur politisierten, eine politische Macht wurden. Wenn ich also unter diesen Gesichtspunkten die Rückläufigkeiten auch dieses Krieges betrachte, so werde ich sie mit einem viel größeren philosophischen Gleichmut entgegennehmen. Ich werde sie als unabänderlich und unvermeidlich ansehen und werde versuchen, nun aus einer gewissen Entfernung heraus dem Kriege seine Chancen abzuwägen. Das soll nicht heißen, daß ich nun fatalistisch werde, in keiner Weise, aber ich muß nun versuchen, aus einer gewissen Entfernung heraus wieder die Konturen des Bildes zu entdecken. Oder ich muß feststellen: welche Faustpfänder besitzen wir und welche Faustpfänder besitzt der Gegner?

Wenn ich die ganze militärische Auseinandersetzung mit einem sportlichen Ereignis, sagen wir einem Fußballspiel, vergleiche, so möchte ich sagen: Wir haben in der ersten Hälfte einen ungeheuren, fast nicht mehr einholbaren Torvorsprung verbuchen können, und zwar dadurch, daß wir so haushoch überlegen waren, daß wir fast nur im gegnerischen Strafraum gespielt haben. Ein Mal über das andere Mal wurde auf die geg . . . äh der Ball auf die gegnerische Latte gepfeffert. Einmal gab's ein Tor, dann wieder gab's eine Ecke, dann gab's wieder ein Tor, dann gab's wieder einen Elfmeter. Kurz und gut, das war ein monumentaler Sieg nach dem anderen, von Polen angefangen über Norwegen und Frankreich und den Südostfeldzug und den Ostfeldzug und den Luftkrieg gegen England, den U-Bootkrieg gegen England. Kurz und gut, das war eine Siegesserie, die überhaupt den Atem verschlagen konnte. Das war die erste Spielhälfte. – Nun kommt die zweite Spielhälfte, und während der Pause hat der Gegner sich gefangen. Es ist ihm auch gut zugeredet worden. Der Spielführer von der Gegenseite hat das Spiel durchaus nicht aufgegeben und sagt, wenn's auch 7 oder 8 oder 9:0 steht, ist mir ganz egal, ich werde jetzt in der zweiten Hälfte versuchen aufzuholen. Und so wie wir uns schon im Siege gewiegt haben, so hat der Gegner nun versucht, sich aus der Psychose des ständigen . . . äh Geschlagenwerdens langsam erholt. Er ist lang . . . er ist langsam hochgekommen und hat nun beim ersten Tor, das vielleicht eine Art von Zufallstreffer sein mochte wieder Selbstvertrauen. Beim ersten Tor wird nun der Zuschauer geneigt sein zu sagen: Na, das war ein Zufallstreffer, 9:1, das ist ja aussichtslos. Wenn aber zwei Minuten später das zweite Tor fällt und drei Minuten später das dritte, dann werden sie bei jedem sportlichen Kampf feststellen, daß die Zuschauer sich plötzlich auf die Seite des noch Unterlegenen stellen. Kolossal! Da fangen die mit 9:0 an, und dann 9:1, 9:2, 9:3! Sie werden dann

überall hören, daß der Zuschauer sagt: Jetzt muß sich der Sieger aber auf die Hinterbeine stellen. Das heißt, sein Vorsprung ist ein noch fast uneinholbarer, aber er muß ihn verteidigen. Das heißt, das Spiel ist jetzt flüssiger geworden, offener. Es spielt sich nicht nur im gegnerischen Strafraum ab, sondern es wogt in den beiden Feldern hin und her. Es entstehen gefährliche Situationen am diesseitigen und am jenseitigen Tor. Hier wird eine Ecke zugestanden und dann dort eine Ecke, dann dort ein Freistoß aus dem Strafraum, dann dort ein Freistoß etwas über den Strafraum. Kurz und gut, das Spiel ist flüssiger geworden, es hat wieder eine innere Entwicklung angenommen, und es kommt nun darauf an, daß sich die noch mit sechs Torvorsprüngen im Vorteil befindliche Mannschaft nicht durch die Tatsache, daß die gegnerische Mannschaft auch Tore schießen kann, entmutigen läßt. – So tut ein guter Spielführer dann gut daran, wenn er in einer Minute, äh . . . in einer spielfreien Minute, äh . . . seine Spieler zusammenruft und sagt: Kinder, verliert den Mut nicht! Das ist jetzt das Entscheidende; ihr seid immer noch sechs Tore im Vorsprung. Ihr habt gesiegt. Es kann auch nicht mehr lange dauern, es dauert jetzt noch 25 Minuten. 25 Minuten sind natürlich viel. Das heißt, das Spiel wird umso rasanter, je mehr es den letzten zehn Minuten zustrebt. Da wird jetzt die Entscheidung fallen. Da wird es sich jetzt zeigen, ob der Gegner in der Lage ist, diesen Torvorsprung einzuholen oder ob er dann am Ende die Partie verloren hat. Und da wir nun hier einem Gegner gegenüberstehen, der aus richtigem Eichenholz geschnitten ist, – denn schließlich und endlich sind die Engländer ja auch Germanen, und im Bolschewismus steht wenigstens an der Spitze eine Führungsclique, die aus den breiten Massen hervorkommt und vor allem auch aus dem Judentum, das ja weiß, worum es sich in diesem Kriege handelt und ganz genau sich darüber im klaren ist, daß es alles zu gewinnen und nichts mehr zu verlieren hat. Wie gesagt: daß wir hier einer Mächtekoalition sowohl führungs-mäßig als auch volksmäßig gegenüberstehen, die nicht zu verachten ist, so bleibt uns natürlich nichts anderes übrig, als uns in dieser Auseinandersetzung zu behaupten, alles daranzusetzen, daß diese Auseinandersetzung mit einem glorreichen Ergebnis abschließt, und vor allem dafür zu sorgen, daß diese nagende Versuchung des all-mählichen Zurückgedrängtwerdens uns nicht übermannt.

Ich habe vielfach in letzter Zeit in kleineren Kreisen ein Beispiel angewandt, das ich hier nicht verschweigen möchte. Das Beispiel des Olympialäufers. Der Marathonlauf umfaßt 42 Kilometer. So ist ganz natürlich, daß diese 42 Kilometer in der ersten Hälfte in relativer äh . . . Ruhe vor sich gehen. Alle Konkurrenten sind sich darüber klar: es kommt jetzt noch keine Entscheidung. Sie fassen den Kampf auch noch gar nicht ernst auf. Dann aber, vom 20. Kilometer an, fängt der eine oder andere an vorzuspurten. Bei 30 wird's schon gefährlich; 35 wird's kritisch; 37, 38 wird zur Entscheidung. Das ist nun nicht so, daß der Sieger beim 37. Kilometer ganz genau weiß, daß er siegen wird. Denn er steht ja im großen ganzen Konkurrenten gegenüber, die ungefähr so gut laufen können wie er. Denn zum Olympialauf meldet sich ja keiner; die sind ja schon vorher ausgesiebt worden. Wenn eine Nation einen Läufer zum Olympialauf, zum Marathonlauf, . . . äh schickt, so hat sie ihn ja vorher abgeschmeckt, das heißt, sie weiß, der hält bestimmt 42 Kilometer, wenn auch unter schweren Belastungen, aus. – So ist's auch im Kriege. Im Kriege treffen eben nicht zwei Nationen aufeinander, die sehr ungleich in der Kräfteverteilung sind, sondern meistens zwei Nationen treffen aufeinander, die sich ungefähr die Waage halten. Der Krieg ist ja doch eine Entscheidung um die Machtentfaltung, und wenigstens jede Führung ist doch bei Beginn des Krieges davon überzeugt, daß sie die größere Macht und die größere Intelligenz besitzt. Das heißt also: Der Krieg ist eine Musterung unter ungefähr gleichwertigen Kräften, genau wie das beim Sport der Fall ist. In den letzten sieben Kilometern des Marathonlaufes wird nun an den Läufer die Versuchung her-

antreten, denn er steht unter einer ungeheuren physischen und nervlichen Belastung. Er wird sich immer wieder die Frage vorlegen: Halte ich das aus? Das Herz wird ihm allmählich bis in den Hals hineinschlagen, der äh . . . der Schweiß dringt aus allen Poren, er kommt kaum noch zu Atem, denn das gemütliche Laufen der ersten zehn Kilometer ist nicht mehr.

Ich erinnere mich der letzten Olympiade hier in Berlin, als der Sieger des Marathonlaufes, ein junger Japaner, durch's Zielband schoß und dann gleich nach dem Zielband ohnmächtig ins Gras hineinsank. Das ist eigentlich allen Zuschauern unvergeßlich geblieben. Warum? Es ist allen Zuschauern unvergeßlich geblieben, weil sich hier das Beispiel eines besonders heroischen Einsatzes eines Einzelmenschen für ein großes Ziel zeigte. Dieser Einzelmensch, der hatte die Kraft, bis zur letzten Sekunde und bis zum letzten Atemzug durchzuhalten. Der hat sich vielleicht auch in den letzten fünf Kilometern oft gesagt: Und wenn ich ohnmächtig hinsinke, das ist ganz gleich, und wenn ich einen Herzschlag bekomme, ist egal, aber durchs Zielband muß ich! So wie das unter Menschen ist, so ist das auch unter Völkern. Wenn einer in den letzten fünf Kilometern anfängt zu zweifeln, wenn er glaubt, daß er mit dem Atem nicht aushält oder wenn er aufgibt, so begeht er damit eigentlich das Schandhafteste, was er überhaupt tun kann. Denn wenn er nicht die Absicht hatte, bis zum letzten Kilometer durchzuhalten, dann sollte er sich nicht melden. Man kann unter Umständen einem Läufer noch verzeihen, daß er als zweiter oder dritter durch's Ziel geht, aber daß er aufgegeben hat, das verzeiht das sportliebende Publikum im allgemeinen nicht, auch die Geschichte nicht. Und das haben wir am 9. November 1918 getan. Und deshalb mußte der Krieg wiederholt werden. Er mußte wiederholt werden, weil wir nicht bis zur letzten Unze gekämpft hatten, sondern weil wir uns in einer vollkommenen Verkennung der politischen und militärischen und wirtschaftlichen Absichten unserer Gegner, weil wir uns der falschen Klugheit anvertrauten, die sich der Gefahr entziehen wollte¹⁹. Und es ist nun der eigentliche Sinn dieses Krieges, das wiedergutzumachen, die entscheidende Probe zu bestehen und dafür zu sorgen, daß, wenn das Schicksal uns auf die Waage legt, daß wir dann das nötige Schwergewicht besitzen.

Wenn mich einer fragt, welche Ziele die deutsche Führung in diesem Krieg verfolgt, so kann ich das im einzelnen überhaupt nicht definieren. Die Ziele des Krieges hängen von seinen Ergebnissen ab. Wenn man mich im Jahre 1939 gefragt hätte: Welche Ziele verfolgen Sie? So hätte ich gesagt: Die Hälfte des Generalgouvernements. – Vor dem Kriege waren wir ja sogar mit . . . mit dem Korridor und mit Danzig zufrieden. Als es nach dem Polenfeldzug keinen Frieden gab, mußten wir schließlich weiterschreiten. Und je mehr eine Nation in einem Kriege Blut einsetzt; desto höher wird sie ihre Ziele stellen. Man kann also gar nicht sagen: Was wollt ihr haben? Sondern man kann das Ziel des Krieges nur in allgemeinen Formulierungen definieren, man kann sagen: Wir wollen einen deutschen Lebensraum. Wo sich der uns nun eröffnet, das vermag im Augenblick noch kein Mensch zu sagen. Ich habe das vielfach mit dem Beispiel aus dem praktischen Leben erläutert. Man fragt nicht jedesmal: Was gibt es in diesem Laden zu kaufen?, wenn man dort eine Schlange anstehen sieht, sondern zuerst stellt man sich selbst einmal mit an und versucht, in der Schlange nach vorne zu kommen. Das haben wir leider in der deutschen Politik in der Vergangenheit sehr oft versäumt und mußten das immer außerordentlich teuer bezahlen. Das ist nun die Gelegenheit, das wieder gutzumachen. Es gibt, wie mir jeder Geschichtskundige bestätigen wird, nur sehr selten in der Geschichte eine Ge-

¹⁹ Das Wort von der falschen Klugheit, die sich der Gefahr entziehen will, entstammt der 1812 entstandenen Clausewitz-Denkschrift: Die drei Bekenntnisse.

legenheit wie diese, daß eine Nation ihre geschichtlichen Sünden wiedergutmachen kann. Nur sehr selten geraten die zwischen den Völkern aufgerichteten Grenzen ins Wanken. Europa hat von 1918 bis heute so grundlegend sein Gesicht geändert, daß es nicht zuviel gesagt ist, wenn man behauptet, dazu hätte unser Erdteil in normalen Zeiten mindestens zwei, drei Jahrhunderte nötig. Das heißt, die Grenzen sind ins Wanken geraten, und man hat den Eindruck, als würde die Welt neu verteilt. Die Kräfte verlagern sich, eine neue Musterung wird abgehalten, Nationen, die bisher zu kurz gekommen sind, können sich melden, Nationen, die bisher zuviel bekamen oder die aufgrund ihrer völkischen Substanzen nicht mehr verdienen, was sie besitzen, müssen sich verteidigen. Kurz und gut, es spielt sich augenblicklich in der allgemeinen Weltpolitik und in der Kräfteabmessung ein Prozeß ab, der nur sehr selten festzustellen ist. Nur sehr selten geraten die Grenzen ins Wanken und werden neue Marksteine gesetzt.

Das heutige Drama ist eine Folge der großen Revolutionen, die Europa erschüttert haben. Diese Revolutionen haben die europäischen Völker in eine neue Verfassung gebracht, und in dieser neuen Verfassung müssen sie sich neu messen. Dieses Messen ist entscheidend. Es soll niemand glauben, daß die Auseinandersetzung, wenn sie schiefginge, in zwanzig Jahren wiederholt werden könnte. Die ist jetzt endgültig! Dreimal läßt sie sich nicht wiederholen. Die ist endgültig! Die wird darüber befinden, ob die deutsche Nation soweit amputiert wird, daß sie zu einer nationalen Lebensregung nicht mehr fähig ist, oder ob die deutsche Nation praktisch die Führung Europas in die Hand nehmen kann. Das müssen wir uns immer vor Augen halten bei der Betrachtung der gegenwärtigen Kriegslage. Denn die gegenwärtige Kriegslage, so belastet sie in einzelnen Situationen manchmal auch erscheinen mag, ist natürlich historisch gesehen von einem ganz anderen Gewicht. – Wenn ich also zu Anfang sagte: Wir müssen heute ständig versuchen, so zu handeln und die Dinge so zu betrachten, wie wir wünschen oder wie unsere Nachkommen wünschen werden in hundert oder hundertfünfzig Jahren, daß wir gehandelt hätten, oder wie der Geschichtsschreiber in hundert Jahren feststellen wird, daß hätte gehandelt werden müssen. Dann erst können wir sagen, daß wir die Zeit richtig begriffen . . . haben und daß wir entschlossen sind, die Zeit auch richtig auszunutzen. Niemand darf glauben, daß er einer solchen Alternative entgehen kann. Diese Auffassung des Krieges ist sowohl politisch als auch militärisch richtig. Es gibt keine andere Auffassung, die geschichtlich akzeptiert werden könnte. Wenn ich also bei meinen heutigen Ausführungen vor Ihnen, meine Herren, mich . . . der Möglichkeit enthalten habe, über aktuelle Fragen zu sprechen, nicht als wenn ich nicht darüber sprechen *könnte*, sondern weil ich nicht darüber sprechen *wollte*, sondern es für wichtiger hielt, nun in die Gesamtproblematik des Krieges einzuführen, das Auge abzulenken von den aktuellen Problemen und es hinzulenken auf die Grundsätzlichkeiten, die in diesem Kriege in Frage gestellt werden, in Frage gestellt sind, so glaube ich damit am ehesten, vor allem auch dem jungen deutschen Offizier, einen Einblick in die moderne Kriegswerkstatt gegeben zu haben. Denn er ist es ja schließlich, der für diesen Krieg mit seinem Leben einstehen muß, der die großen Probleme, die der deutschen Führung einerseits vom Schicksal gestellt sind, andererseits die sie sich selbst gestellt hat, diese großen Probleme zu lösen und die gigantischen geschichtlichen Ziele, die uns gesteckt worden sind, nun auch praktisch zu erreichen. Wir müssen das, was durch die nationalsozialistische Revolution eingeleitet worden ist, das was wir heute als Thesen, als Lehrsätze und als soziale und nationale Errungenschaften des neuen Regimes vor unseren Augen sehen, das müssen wir praktisch verteidigen. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod, der nicht nur die deutsche Wehrmacht, sondern der das ganze deutsche Volk angeht. Das ganze deutsche Volk ist angetreten in einem totalen Krieg zur

Erreichung eines totalen Zieles. Und je mitleidloser und unpathetischer, je nüchterner und realistischer wir die Problematik des Krieges sehen, um so besser für uns! Um so weniger werden wir Enttäuschungen ausgesetzt sein und um so weniger werden wir uns über diesen Krieg Illusionen machen. Er ist eine Auseinandersetzung auf Leben und Tod, an deren Ende, wie der Führer in der schon erwähnten Proklamation vom 30. Januar richtig sagte, nur noch Vernichtete und Überlebende festzustellen sein werden. Es ist eine harte und tragische Alternative, vor die damit die deutsche Nation gestellt ist, aber sie ist geschichtlich bedingt und damit nicht zu vermeiden gewesen. Es wird uns damit dieser Krieg noch vor ungeahnte Möglichkeiten, aber auch vor ungeahnte Gefahren stellen. Es gilt deshalb ihm gegenüber das Wort: In der Bereitschaft sein, das ist alles!

MITARBEITER DIESES HEFTES

Dr. Hildegard von Kotze, Mitarbeiterin des Instituts für Zeitgeschichte, 8 München 80, Möhlstraße 26.

Dr. Klaus Schwabe, Privatdozent für neuere und neueste Geschichte an der Universität Freiburg im Breisgau, 78 Freiburg, Kapplerstraße 53.

Dr. Walter Vogel, Archivdirektor im Bundesarchiv, 54 Koblenz, Am Wöllershof 12.

Dr. Johannes H. Voigt, D. Phil. (Oxon.), Research Fellow, History Department, Institute of Advanced Studies, The Australian National University, Canberra, Australien.